



Die Glocke von Harle.

Es tönt die Harler Glocke
In's Hessenland hinein —
Die Glock', die lang vergraben
Im Wald lag, im Gestein.

Dum lehten Male rief sie
In bitter Qual und Noth, —
Die Hand, die sie gekläret,
Versiel dem schwarzen Tod.

Und andre Beiten zogen
Herauf im Deutschen Land
Und viel Geschlechter sanken,
Bis man sie wieder fand.

So tönet keine zweite,
Kingsum im Chattengau —
Wie Stimmen toter Ahnen,
Aus Fernen ernst und grau.

So mächtig und so wissend,
Vergangner Schmerzen voll.
Wie lang verhalt'ne Liebe,
Und langverhalt'ner Groll.

Charfreitagsleid und Oheern —
Den Frieden und die Pein —
Tönt laut die Harler Glocke
In's Hessenland hinein.

Ch. Kellerer.

Die Pilgerfahrten

der Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe.

Von C. v. Stamford. *Diehl und Schalten*

Eine der gewaltigsten Erscheinungen der Weltgeschichte sind die Kreuzzüge. Zwei Jahrhunderte hindurch haben sie große Heere, in deren Gefolge zahlreiche nicht streitende Menschenmassen mitzogen, aus dem Abendlande in das Morgenland geführt, eine umgekehrte Völkerwanderung. Es war die erste Einigung der Christenheit zu einem erhabenen Gedankten, zu dessen großartiger Verwirklichung. Das Land, auf dessen Boden der Stifter der gegenbringenden Religion gewandelt hatte, war in die Gewalt der Anhänger des Islam gefallen, fanatischer Feinde des Christenthums; die christliche Welt empfand tief das Unwürdige solchen Zustandes. Ein kluger scharfsichtiger Papat, Urban II., mußte die Klagen über die Entweihung der heiligen Stätten, die dadurch allerorten hervorgerufene Erregung auf das Beste zu nützen. In hehrer Begeisterung gelobten ungezählte Tausende, hoch und niedrig, sich dem Kampfe gegen die Ungläubigen, als Sinnbild dessen das geheiligte Kreuz ihre Brust schmückte. Viele Millionen, darunter die Blüte der Völker Europa's, ließen das Leben unter dem Saracenschwerte, oder verloren es durch das ihnen gefährliche Klima des Orients, letztere die weit

überwiegende Zahl. Aber derjenige Erfolg, für welchen die ungeheure Anstrengungen gemacht, die Opfer gebracht wurden, war dauernd nicht zu erringen. Alles Eroberte ging wieder verloren, die heiligen Stätten sind noch heute im Besitze eines islamitischen Herrschers, wir sehen die wunderbare Erscheinung, daß das Christenthum das Land, in welchem seine Wiege stand, sich nicht anzueignen vermochte. Doch hat die lange energische Berührung der jüngeren europäischen Völker mit denen der alten Kulturländer des Orients viele und nachhaltige günstige Folgen gehabt. Die Kreuzzüge wurden von den Päpsten als ein sehr geeignetes Mittel zur Stärkung ihrer ins Ungemessene wachsenden Macht gebraucht. Als die gebrachtene Herrschaft in Syrien zusammensturz der christlichen Herrschaft nicht aufzuhalten vermochten und die Erzhöpfung der europäischen Staaten alle Kräfte für die zunehmenden inneren Aufgaben zusammenzuhalten nöthigte — blieb doch der tiefinnerliche Zug nach dem heiligen Wunderlande in den Menschen der Christenheit zurück. Er wurde von der Kirche klüglich als ein Mittel der Zucht verwendet; sie legte Pilgerfahrten nach dem Grabe des Erlösers als Sühne, wie als fromme Werke den

Gläubigen auf. Viele Tausende unternahmen ungeachtet der drohenden Schrecken und Gefahren die unfähig mühselige Reise, nicht etwa nur geringere Leute, sondern auch Fürsten und Vornehme. Diese sogar in überwiegender Zahl, da der weite Weg, welcher größtentheils zur See zurückgelegt wurde, beträchtliche Mittel erforderte. Fernere begnügten sich meist mit Wallfahrten, zu den in allen christlichen Ländern mit Heiligkeit begabten, dafür bestimmten Orten.

Die Landesfürsten von Hessen hatten mehrfach mit ihren Rittersn und Mannen in den Kreuzzügen gekritten. Der Bruder Landgraf Ludwigs I. von Thüringen und Hessen, Udo, Bischof von Naumburg, zog mit König Konrad III. 1147 in das gelobte Land, er wurde ein Opfer dieses menschenwürgenden Kreuzzuges. Ludwigs Enkel, Ludwig III., ein ritterlicher Fürst, dem Kaiser Friedrich Nothbart, seinem Oheim, treu ergeben, führte ihn einen Heerhaufen zu, als er 1189 zu dem fast das ganze Abendland in Bewegung setzenden Kreuzzuge die Heimath verließ. Der tüchtige Landgraf leistete im Heere große Dienste, vorzüglich bei der Belagerung von Akkon; allein eine Krankheit raffte ihn 1190 hinweg. Sein Bruder und Nachfolger Hermann nahm ebenfalls das Kreuz, als er nach Bedrängnissen und Kämpfen einige Ruhe in seinem Lande hergestellt hatte. Er führte seine Thüringer und Hessen 1197 nach dem Morgenlande, wo Sultan Saladins Tod der christlichen Herrschaft neuen Aufschwung zu verheissen schien. Dennoch blieben die ohne hinlängliche Kräfte und ohne Uebereinstimmung unternommenen Angriffe resultatlos. L. Hermann ging in die Heimath zurück. Als Kaiser Friedrich II. dem Drängen des Papstes auf einen Kreuzzug sich nicht länger entziehen konnte, bewog er auch den Landgrafen von Thüringen und Hessen, Ludwig IV., zur Heeresfolge. Der erst 27jährige, doch kriegserfahrene, tapfere und angesehene Fürst, einer der mächtigsten des Reiches, wurde von seinem kaiserlichen Vetter dazu ersehen, den Oberbefehl über alle deutschen Krieger im Kreuzheere zu führen. Im Frühjahr 1227 zog er aus, ergreifenden Abschied von seiner Gemahlin Elisabeth nehmend, welche einige Tagereisen mit ihm zog und sich gar nicht von ihm trennen wollte. Ihre schlimme Ahnung wurde Wahrheit. Noch in Süditalien, zu Otranto, wo die außergewöhnliche Hitze dieses Sommers feuchentartige Krankheiten unter den Kreuzfahrern hervorrief, erkrankte auch Landgraf Ludwig und starb nach kurzer Krankheit, tiefbeseelt — ein unvergeßlicher Verlust für den Kaiser und das Heer, wie für seine Lande.

So hatten vier der thüringisch-hessischen Fürsten der Pflicht genügt, welche in jener Zeit frommer Begeisterung der Glaube auferlegte, drei derselben hatten ihre Treue mit dem Tode besiegelt. Dabei fällt ins Gewicht, daß ihr Stamm meist nur auf vier Augen stand; in Ludwigs IV. des Heiligen Bruder starb die männliche Linie aus. Die immer trauriger sich gestaltenden Dinge im deutschen Reiche, zugleich die Trennung Hessens von Thüringen ließen eine Begeisterung hessischer Fürsten an einer Kreuzfahrt nicht zu. Mit dem Falle Akkons 1291 ging der letzte Posten verloren, welchen die Christenheit noch inne gehabt hatte. Die Wiedereroberung überstieg die Kräfte, welche etwa noch dazu aufzubringen waren, die Begeisterung war bei der Wehrzahl geschwunden. An die Stelle mächtiger Heereszüge treten die Fahrten demüthiger Pilger, über drei Jahrhunderte lang, bis in das siebzehnte währten diese, dem frommen Bedürfnisse genügenden Wanderungen. Doch war es nicht immer der religiöse Drang allein, dem die Pilgrime folgten, auch bloße Neugier, der Trieb ferne Länder kennen zu lernen, politische oder Handelsaufträge u. A. bewogen jene. Bei vielen war es der Wunsch, Ritter von heiligen Gräben zu werden, was nur in Jerusalem selbst möglich war.

Sowie den Hessensfürsten in den nach Ludwigs des Heiligen Tode bis zum Ende der Kreuzzüge vergangenen 64 Jahren, die Verhältnisse ihres Landes nicht gestatteten, es zu verlassen, blieb es auch fernerhin. Eine lange Zeit verging, in welcher eine Reihe von Landgrafen aus brabantischem Stamme fast unaufhörlich in Fehden und Kriege verwickelt waren und mehrfach um ihre Existenz zu kämpfen hatten. Erst dem Sohne Hermanns des Gelehrten, Ludwig dem Friedfertigen, war eine mehr gesicherte Herrschaft beschieden. Er unternahm denn auch eine Fahrt nach dem gelobten Lande, nachdem er den alten Erbfeind Hessens, den Erzbischof von Mainz, so schwer getroffen hatte, daß er Frieden gab und fernerhin ernste Gefahr Hessen von dem Mainzer nicht drohte. Der junge Fürst, welcher bereits so manche Proben seiner Weisheit, Mäßigung und Kraft abgelegt hatte, war von tiefer Frömmigkeit. Das Beispiel seiner Vorfahren, der thüringischen Landgrafen, welche gegen die Feinde Christi gezogen, der Ruhm seiner frommen Vettermutter Elisabeth, leuchteten ihm voran, nahnten ihn zur Nachseiferung. Da zog im Jahre 1429 der Landgraf als Pilger aus, das heilige Grab zu besuchen; ein Bericht über diese Reise ist nicht vorhanden, sodaß nur das Allgemeinere derselben

überiefert ist. Landgraf Ludwig zog mit Gefolge von Kassel ab, ihm schloß sich der Graf Johann der Starke von Ziegenhain an, Venedig war das nächste Ziel. Graf Johann fiel einem venet. Kaufmann in die Hände, welcher früher auf des Grafen Gebiete von ihm herabnt worden war; Landgraf Ludwig erlöste Johann durch eine große Geldsumme und bereitete damit den Anfall des schönen Ziegenhainer Landes an Hessen vor. In Venedig erlangten die Pilger die zu jeder Pilgersfahrt nach dem heiligen Grabe erforderliche päpstliche Erlaubniß und bestiegen ein Schiff. Fromme Weisen singend, knieten die Pilger auf dem Verdecke, die Messe wurde gelesen und der Segen Gottes erfleht, als das Schiff in See ging. Nach einer sechs Wochen währenden Fahrt mit vielen Aufenhalten in den von der Route berührten Orten landete das Schiff an der Küste Palästina's zu Jaffa. Die Seefahrt brachte Ludwig in höchste Lebensgefahr, ein Sturm wühlte das Meer auf, legte das Schiff auf die Seite, vier Stunden brausten die Wellen über das erkrachende Fahrzeug. Alle gaben sich verloren, doch legte sich der Sturm und die Pilger schrieben ihre Rettung ihrem frommen Vorhaben zu. Vielleicht besuchte Ludwig zunächst Aegypten, welches viele heilige Stätten einschloß, und den Berg Sinai. Dies war um jene Zeit eine von Vielen eingeschlagene Route, welche durch die Niederlassung der Venetianer in Aegypten begünstigt wurde. In Jaffa erwarben die Pilger Meitthiere, gewöhnlich Esel, und zogen unter dem Schutze der ägyptischen Befehlshaber von Jaffa, Ramla und Jerusalem nach der heiligen Stadt. Waffenlos, überall mit Zöllen, Schuggeldern, vielerlei kaum glaublichen Ansprüchen ausgeplündert, auf erbärmliche Kost angewiesen, beständig an Gesundheit und Leben trotz der Escorte von der fanatischen muselmanischen Bevölkerung bedroht, erreichte der Zug das Ziel. Hier warteten allerorten neue Gefahren der Pilger, denen sie nur durch höchste Vorsicht, Geduld bei allem Schimpfe und vieles Geld entgegen konnten. Die sehr große Anzahl der heiligen Stätten in der Stadt und Umgegend erforderte zu ihrem Besuche einige Zeit, in der Regel 14 Tage. Die heiligste war natürlich das Grab Christi, über welchem sich ein Tempel erhob. In diesem brachten die Pilger mindestens eine Nacht im Gebete zu, meist noch eine. Sehr viele erlangten hier die Aufnahme als Ritter vom heiligen Grabe; nach der Prüfungs-nacht ertheilte der in Vollmacht des Papstes handelnde Geistliche einem der Pilger, gewöhnlich dem Vornehmsten, den Ritterschlag. Dieser war

damit befähigt, ihn allen Uebrigen zu ertheilen, wobei adelige Geburt durchaus nicht erforderlich war. Die Ritter übernahmen hierbei die Verpflichtung, mit allen Kräften für die christliche Kirche einzutreten, wo es nöthig sei, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Der Landgraf wird nicht unterlassen haben, diese Würde zu erlangen. Von dem Kreuze, welches in derselben Kirche als das gezeigt wurde, an welchem der Heiland den Tod erlitt, erwarb Ludwig um eine bedeutende Geldsumme einen Splitter. Wohlverwahrt befestigte er diese hochheilige Reliquie auf seiner Achsel, daß sie nur mit seinem Leben verloren werden könne. Die Rückfahrt ging wie die Hinfahrt über Cypern und Rhodus, beide unter christlicher Herrschaft. Ueber Cypern herrschte noch das Haus Lusignan, nur einen kleinen Theil im Osten der schönen fruchtbaren Insel, hatten die Genuesen erobert. Schon streck das eiferfüchtige Venedig die nimmerfatte Hand nach dem werthvollen Besitze aus, welcher ihm etwa 40 Jahre später auch zu Theil wurde. Rhodus war Hauptstüz des Johanniterordens, dessen Großmeister Fulko von Villaret, im Jahre 1310, die in schwachem Lehnverhältnisse zum griechischen Kaiser stehende Insel erobert hatte. Noch stand der Orden in hoher Blüthe, glänzende Waffenthaten gegen die Sultane der Türken und von Egypten mehrten seinen Ruhm, erhielten seine Macht. In Italien angelangt, zog Landgraf Ludwig nach Rom, stellte sich dem heiligen Vater, Martin V., vor und empfing von ihm zum Lohne für die Pilgerung und die Erwerbung des Splitters vom heiligen Kreuze einen Ablass seiner Sünden auf 10 Jahre. Bei einem Fürsten wie Ludwig mochte eine so ausgedehnte Indulgenz nicht bedenklich erscheinen. Nach einer langen Abwesenheit sah er sein Land wieder, 1430, auf das Freudigste empfangen, da seine Au gheit und milde Kraft doch recht gefehlt hatten. Ein silberner Schrein wurde gefertigt, in welchem der Splitter des Kreuzes, in der Kirche von St. Martin angebracht, zum Troste der Gläubigen wirkte. Zwanzig Jahre nach dieser Zeit, als schon der größere Theil einer weisen und glücklichen Regierung hinter diesem ausgezeichneten Fürsten lag, als er die höchste Stellung dieser Welt, mit der deutschen Kaiserkrone, bescheiden abgelehnt hatte, pilgerte er noch einmal gen Rom, zu dem großen Gnaden- und Jubeljahre. Papst Nicolaus V., nach langem Schisma als alle niges Oberhaupt der Kirche anerkannt, setzte zur Freier der wieder hergestellten Einheit der Kirche, dieses Jubeljahr für 1450 an, eine sehr große Zahl Fürsten, große Mengen des Volkes waren aus

der Christenheit zusammengeströmt. Unerwartet verließ der Papst die nach altem Gebrauche an einem Sonntage der Fasten dem Würdigsten zuerkannte goldene Rose dem heffischen Landgrafen. Ludwig machte sich in seinem einfachen Sinne so wenig geltend, daß die Abgesandten Mühe hatten, ihn aufzufinden. Ein noch höherer Lohn aber,

als die vielbenedeite goldne Rose, war der zugleich von dem heiligen Vater Ludwig beigelegte Titel eines princeps pacis. Mit stolzer Freude empfing den Heimkehrenden sein treues Volk, es nahm gerne den schönen Beinamen seines Fürsten auf; er ging in die Geschichte über. (Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottlieb Kellner und Heinrich Heise.

Geschildert von A. Trabert.

Freund oder Feind — man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, die Todten gelten lassen, was sie waren, für alles, was gut an ihnen gewesen ist, ein offenes Auge behalten und, wo man tiefe Schatten sieht, nicht allzu sehr erschrecken, nicht allzu hart verkammern. Was möchte aus uns selber werden, wenn die Welt anders verführe? Nur wo der Klotz, der sich uns in den Weg rollt, gar zu grob ist, da mag's nach uralter Regel auch der Keil sein.

Zudem ich von diesen Grundfäden ausgehe, verjuche ich es, Ihnen zwei kurheffische Männer zu schildern, die von den Einen fast vergöttert, von den Andern in die tiefste Hölle verflucht wurden- und heute — es sind seitdem freilich vierzig, weniger ein Jahr verfloßen! — fast ganz vergessen sind. Ich hoffe aber doch auf dankbare Leser rechnen zu dürfen, wenn ich meinem Schreibpulte die nachstehenden Blätter entnehme, in denen ich eine, wie ich überzeugt bin, möglichst objektive Schilderung der beiden Kasseler Demokraten Gottlieb Kellner und Heinrich Heise zu geben verjucht habe.

Ich habe diese Beiden schon kennen gelernt, als ich in Marburg unter dem ehrwürdigen Vicekanzler Ebbell, unter dem berühmten Romanisten Konrad Büchel die Rechte studirte. Als ich aber bei Gottlieb Kellner eingeführt wurde, stand dieser schon im Begriffe, Marburg zu verlassen, so daß von einem persönlichen Umgange zwischen ihm und mir in jenen Tagen kaum die Rede sein konnte. Sein Bild aber steht mir noch von damals vor den Augen. Kellner war ein großer stattlicher Mann mit schön geschnittenem und lebhaft gefärbtem Gesichte, in welchem zwei große schwarze Augen leuchteten. Denke Dir, lieber Leser, noch eine hohe Stirne unter dichtem schwarzen Haupthaar und einen Mund, bei dessen Anblick Du unwillkürlich denkst: Auf diesen Lippen thront die Beredsamkeit; so weißt Du nun schon, wie der Mann ausge-

sehen hat, als er just im Begriffe stand, unter seine Studentenzeit jenen dicken Strich zu machen, den man den Eintritt ins Philisterium nennt. Es war aber damals schon 1848 im Anzuge.

Heinrich Heise war jünger als Kellner und blieb noch in Marburg, als dieser bereits geschieden war. Er galt bei Allen, die mit ihm umgingen, als ganz ungewöhnlich geistreich, sehr radikal und leicht über die Schnur hauend. Meiner Erinnerung nach sah ich ihn zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht, als er auf dem Hügel des Grabes stand, in das wir einen unserer Lieblinge, den Professor Endemann, der einst über deutsches Privatrecht und Civilprozeß zu lesen pflegte, mit studentischem Pompe gefenkt hatten. Die Scene steht mir noch so lebhaft vor Augen, als wenn ich sie erst heute erlebt hätte.

Einer der protestantischen Pastöre Marburg's hielt dem Todten die Grabrede und löste seine Aufgabe nicht ohne Würde, aber doch auch nicht zur vollen Zufriedenheit des allem Kirchenthum feindlich gesinnten Theils seiner studentischen Zuhörer.

Da trat ein schlanker junger Mann, dessen scharfe und dabei feine Gesichtszüge von langen braunen Locken umfattet waren, auf den Erbhügel und begann mit tief einschneidender Stimme: „Kennt Ihr nun den Mann? Wißt Ihr jetzt, Kommissionen, wen Ihr da in die Grube gesenkt habt? Noch hat es Euch keiner gesagt, aber ich will es Euch jetzt zeigen und ich weiß: mein Schmerz wird mich berecht machen.“

Ueberrast und verblüfft forchte man auf, und nun entwickelte Heise in der Fortsetzung dieser so seltsam begonnenen Grabrede in großen Zügen Endemanns Charakter und Thaten. Dieser Nachruf steigerte sich zur glühenden Lobrede, die nur den einen Fehler hatte, daß der Todte, der allerdings ein Mann der Freiheit und des Rechts gewesen war, doch niemals ge-

Die Pilgerfahrten

der Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe.

Von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

Wieder traten traurige Zeiten für Hessen ein, als Ludwig die Augen geschlossen hatte. Erst sein Enkel Wilhelm I. durfte den Gedanken fassen, seinem Lande für längere Zeit den Rücken zu kehren. Aber die 60 Jahre, welche seit der Pilgerfahrt des Ahnen verfloßen waren, hatten in der Welt gewaltige Aenderungen vorbereitet. Ein Flüßler ging dem nahenden Sturme voran, schon lebten die Männer, deren fühner Geist vor Allem Mächtiges wirken sollte, Columbus, Copernicus, Luther, in ihrem Gefolge zahlreich Solche, welche das Errungene zu wahren strebten. Das Wichtigste für alle edleren Geister war die Herstellung der Kirche in ihrer alten Reinheit, die Abstellung der Mißbräuche in derselben. Die heftigen Fürsten suchten nach Kräften die Schäden zu heilen, wir lesen, daß sie in den Klöstern vielfach reformirten. Damals herrschten drei Landgrafen, alle Wilhelm genannt, im Lande; die Brüder Wilhelm der Ältere und Wilhelm der Mittlere regierten in dem zwischen ihnen getheilten Niederfürstenthum, dem jetzigen Niederhessen, ihr Vetter Wilhelm der Jüngere saß in Marburg, hatte das Oberfürstenthum nebst der 1479 heimgefallenen Ober- und Niedergrafschaft Ragensbogen unter sich und war seinen Vettern von der älteren Linie an Besitz weit überlegen. Wilhelm I. zu Kassel war mit 17 Jahren zur selbständigen Regierung gelangt und bewies von Anfang an milden Gemüthes das ernste Streben, die in den Zuständen seines Volkes noch vorhandenen Härten zu lindern. Von Person wird er schön, schlant, ebenmäßig gebaut, gewandt in ritterlichen Übungen geschickert. Allein der Hang zu geheimen Wissenschaften, jenem Zeitalter eigen und noch lange hin herrschend, zog Wilhelm wohl mehr, als einem Landesherrn dienlich war, vom Leben ab, seine Einbildungskraft entführte sein Sinnen und Trachten den nächstliegenden Pflichten. Gewiß

war frommer Glaube eine starke Triebfeder zu seinem Entschlusse nach dem gelobten Lande zu pilgern, aber in wie weit auch der Wunsch, Neues kennen zu lernen, mitwirkte, ist nicht zu ermesen. Der Landgraf hatte sich im Jahre 1488 zu Münden mit Anna, Tochter Herzog Heinrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel, vermählt. Dennoch reiste bald darauf sein Plan. Die Mutter, Mechthildis von Württemberg, Schwester Eberhards im Barte, die Nichte, alle ihm Nahestehenden, die Bürger Kassels und wer sich nur aussprechen konnte, suchten dem Fürsten seine Absicht auszureden. Die junge Gemahlin wird nicht die Letzte mit ihren Vorstellungen gewesen sein. Die großen Mühsale der Reise, ihre ernststen Gefahren, die voraussichtlich lange Abwesenheit von seinem Lande, auch die für Letzteres schwer aufzubringenden sehr großen Kosten wurden eindringlich geltend gemacht. Der mehr träumerische als thatkräftige Sinn Wilhelms war nicht von dem Vorhaben abzubringen. Die Vorbereitungen wurden getroffen, die Begleiter ausgewählt und am Sonntage nach Ostern, den 10. April 1491, zog die kleine Pilgerkaramane zum Zwerenthore Kassels hinaus, welches noch heute als Durchgang des Thurmes am Museum erhalten ist. Seit einiger Zeit bereits hatten die Pilger den Bart wachsen lassen, in dunkeln unscheinbarem Pilgergewande mit Mützelhut und Stab, auf die Brust das rothe Kreuz, Zeichen ihres Vorhabens, gestickt, zogen sie dahin, umgeben von einer großen Volksmenge, Hoch und Niedrig. Das Tagebuch, welches einer der Begleiter Wilhelms über die Reise führte, ist erhalten und wird für das Folgende zu Grunde gelegt. Sein Verfasser ist Dietrich von Schachten, welcher sich im Jahre 1487 als Amtmann zu Trendelburg und Schonenberg bei Hofgismar findet und nach seiner Rückkehr Amtmann zu Grebenstein wurde. Seine Familie blüht

noch heute auf ihrem alten, damals schon lange innegehabten Siege. Die Beschreibung Schachtens, im Namen des allmächtigen Gottes begonnen, zeugt von offenem Sinne, guter Beobachtungsgabe, bei herzlichem Glauben an die Lehren der Kirche, wie an ihre Mysterien. Bei ihrer Ausführlichkeit und Vielseitigkeit ist sie zu dem besten über das Pilgerwesen des Mittelalters Erhaltenen zu rechnen und muß in erster Stelle berücksichtigt werden, wenn man dieses beurtheilen will.

Ein Bild des patriarchalischen Verhältnisses zwischen einem guten Fürsten seiner Zeit und seinem Volke geben uns die Worte, in denen der Abschied Wilhelms beschrieben wird. Die Nichte, Hofgesinde und Diener des Fürsten, so mit Namen alle zu schreiben zu viel wären, ritten mit und gaben das Geleit. „Darnach als S. G. war in Weinunge zu scheiden, gesegnet dieselbe einen Jedem ihn sonderheit mit fröhlichem munde, das mich doch wunder nahm, die weil Ich Ihr viel under J. G. Nättern sahe weinenn, auch war der Rath von Cassell mitt der gangenn Gemeine, Mann undt Frauen, her auß vor das Ihor gangen undt schandttenn S. G. undt deroelbenn Dienern Sanct Johannis jegen undt jagenn das lied „Jhnn Gottes Namenn fahren wir“, das mander wie dann an ihm selbttenn bieltich wahr, gar betruett undt leidig war.“ Nun trennte sich der Fürst von den Seinen, der Ritt des ersten Tages brachte die Reisenden bis Borken, wo sie der Amtmann des oberhessischen Landgrafen, Philipp von Wildungen, wohl empfing und bewirthete. Außer Schachten selbst waren Hermann von Wertenschlehen (Wartensleben) Gerstern von Hanstein, dann ein Koch und einige geringere Diener zur Begleitung auf der Pilgerschaft erwählt, einige Hofbeamte mit Personal gingen bis Benedig mit, wegen der unterwegs zu treffenden Anordnungen und für die Pferde der Herren. Am zweiten Tage erreichte Wilhelm Marburg, wo er einige Tage bei seinem Vetter weilte. Auch dieser bemühte sich, dem angehenden Pilgrim sein Vorhaben auszureden. Am vierten Tage seines Aufenthaltes geleitete Wilhelm der Jüngere den Verwandten mit großem Gefolge zwei Meilen weit, bis dieser ihn bat, heimzukehren. Beide Herren gesegneten einander mit traurigem Herzen „dann sie sich, wie ich nicht anders merckenn kundte, ganz lieb haben.“ In Bugbad übernachtete Wilhelm I. noch einmal auf des Veters Gebiete, wobei Schachten in der Sorge für seinen Herrn anmerkt „die Küche war wohlbestalt,“ eine Bemerkung, die er überhaupt nicht unterläßt, wo sie am Plage war. Frankfurt,

Bensheim, Heidelberg, Maulbrunn waren die folgenden Etappen, letztere drei dem Pfalzgrafen gehörig; überall wurde der von Rätthen und Rittern geleitete Landgraf mit Wildbrät und Fischen in den Herbergen versehen, vorab zu Maulbrunn „köstlichen endtsfangen.“ Zu „Stuckgardt“ waren weder Wilhelms Oheim Eberhard noch dessen Gemahlin anwesend, doch verweilte er daselbst drei Tage „von haushoffmeistern ehrlichenn endtsfangen.“ Das schöne feste Schloß Urach beherbergte Wilhelm, dann rastete er zu Ulm zwei Nächte, wo der Rath ihm „ $\frac{1}{2}$ Fuder Weins und 1 Fuder Haffers verehrett.“ Auch in Augsburg blieb der Fürst zwei Nächte, vom Rathe mit „viel Wein undt Fischen“ beschenkt. Ueber Leeder, Ammergau, Mittenwald erreichte Wilhelm Innsbruck. Bis Leeder betrug die täglich zurückgelegten Entfernungen meist etwa sechs Meilen, von da auf kam man im Gebirge nicht so weit vorwärts. Erzherzog Sigismund von Tyrol, der einen glänzenden Hof hielt, bewog den Landgrafen zu einem achtitägigen Aufenthalte, schenkte ihm auch eine schöne seidene Schaub (Oberkleid der Männer). Wie das Ritterthum und alle Verhältnisse im 15ten Jahrhundert im Uebergange zu einer anderen Zeit begriffen waren, so zeigt auch die Kleidung eine Umwälzung. Die schöne wohlstandige Tracht der mittelalterlichen Stände war zum Zerbröckel und zwar mit dem Bewußtsein der eigenen Arztheit, verwandelt. Beide Geschlechter hatten die Gewänder in's Uebermaß vereint, Stutzer vermochten nur mit Hilfe von Dienern in ihre Beinleider zu steigen; der Rock war oben und unten so verfürzt, daß nur noch eine Jacke übrig blieb, welche Hals, Brust und Schultern frei ließ, sodaß die Männer wirklich decolletirt gingen. Und zwar unterwarfen sich die Höchsten, wie die durch Alter und Stellung Ehrwürdigsten dem unsinnigen Modeszwang, voran der ritterliche Waz, des Reiches Oberhaupt. Diese lustige Gewandung außer dem Haupte zu einer Kleidung zu machen, diente die Schaub. Das Zusammenschrumpfen der Kleider führte zur Unterstützung durch den Schnürleib; der ältere Bruder Wilhelms von Oberhessen, Ludwig, büßte die Eitelkeit zu starken Schnürs mit dem Tode im 18ten Jahre. Selbst die Rüstungen dieser Periode zeigten den Einfluß der Mode, indem man bei den Brustpanzern auffällig geringe Taillenmaße bemerkte. Durch Tyrol ging Wilhelm Zug über Trent, wo man das „von denenn schändlichen Jnden gemartete ohnschuldige Kinblein,“ gewiß nur eine böswillige Anschuldigung dieses verfolgten und gehaßten Volkes, in Augenschein nahm, zur venetianischen

Grenze. Schachten begab sich nach Venedig voran, einen Geleitsbrief zu erwirken, der Landgraf tag bis zu dessen Rückkehr still. Zu Treviso ließ er die Pferde stehen, Carl von Krumbdorff, Bastian der Harnischmeister und Eberhard der fürstliche Marschall hatten mit selbigen nach Heffen zurückzureiten. In der Regel verkauften die Pilger ihre Pferde zu Treviso, (Corins) aus naheliegenden Gründen. Venedig wurde zu Schiffe erreicht, am 22. Mai. Hier erwartete Philipp, Graf von Hanau-Lichtenberg, mit einer großen Anzahl Pilger aus verschiedenen Landen den heftigen Fürsten, um unter seiner Regide sich dem Meere anzuvertrauen. Wilhelm und alle übrigen Pilger schlossen mit einem Schiffs-patrone, welches nur ein venetianischer Gelmann sein durfte, einen Vertrag ab. Demgemäß hatte er sie von Venedig bis Jassa zu transportiren, auf dem Schiffe zu verstößen und gleicherweise wieder zurückzuführen, wofür ein Jeder 44 Ducaten oder 60 römische Gulden zu erlegen hatte. Ausbedungen war, daß an Orten, wo ein Aufenthalt gemacht wurde, dieser nicht über 2—3 Tage dauern dürfe und daß das Schiff am 3. Juni abgehe solle. Diese Verträge mit eingehenden genauen Bestimmungen wurden von der Regierung überwacht und von ihren Protototaren ratificirt. Wie häufig dennoch die Patrone ihren Verpflichtungen nicht nachkamen, lehrt auch unsere Reise; Schachten klagt, daß der Patron sie gleich Anfangs 14 Tage länger hingehalten auch an den Orten 4—5 Tage geblieben sei, „weldes denen Vielgeren eine sehr große beschwörung ist, dann so sie am Landte nicht, muessen sie kostenn und zehrung für ihr gelt thun, daß gleichem viel andere stücke, so Er verschrieben hat, nicht eines gehalten.“ Geld nahmen die Pilger nur wenig mit, dagegen Wechselbriefe auf Alexandria, Aleppo u. a. D. Landgraf Wilhelm nützte den Aufenthalt in der glänzenden Stadt, welche damals alle übrigen europäischen Hauptstädte, außer Rom, an Größe und Reichthum weit übertraf, auf das Beste. Der Reisebericht gibt in seiner treuerzigen Weise offen Zeugniß. Staunen und Bewunderung weckten der Schatz und die Kleinodien, welche die Regierung allen Pilgern zur Ansicht gestattete. Die Frohleichnamsp procession ging in einer Pracht und Ausdehnung vor sich, wie die Fremden sie nie gesehen. Der Landgraf wurde zu derselben eingeladen und ihm „große Ehre angethan.“ Manche Merkwürdigkeiten werden beschrieben, darunter die Einrichtungen für die Vollstreckung

der Todesurtheile. Auf einem Plage am Meere stehen „zwei hübsche hohe Säulen, zwischen denen justitia exequiret wird, als Henden, kopfabgeschlagen, brennen, viertheilen, wie das einer verschuldet.“ Im Dogenpalaste befinden sich zwei rothe Marmorsäulen, zwischen denen Edelsteine gehängt werden „so sie es verdienen.“ Und zwischen dem Dogenpalaste und der Kirche von St. Marco, stehen zwei weiße Marmorsäulen, „solches ist der Herzogen galgen, so derselben einer wieder seinen handt und der Venediger thut, als dann einen oder zweien vor Zeiten geschehen ist.“ Wohl einzig in der Welt dürfte diese finstere Warnung an das Staatsoberhaupt dagestanden haben, Nichts kann eindringlicher von dem merkwürdigen Staatswesen reden, welches durch Mißtrauen und Furcht sich hielt. Der Reichthum der Bewohner Venedigs in Kleidung und Schmuck werden bewundern erwähnt, von der Tracht heißt es „Frauen gehen ihn künstlichen Sammett und seidenen Rücken mit ihrem köstlichen güldnen Brust und Ermelun gestickt und begelegt mit Perlen und anderen Edelsteinen; auch auf dem Kopf sein geschmückt, selten findet man Eine, die ihr haar natürlichem schönen und lang habe, sie tragen als gemachte und dotten haare, das machenn sie schön gelb und krauß und bindten es auff dem kopf zu Hauff, wie man in Deutschen landten einem pferde denn Schwange auffbindet und das krause haar lassen über die ohren hangen wie die Männer anzusehen. Vorne sind die haar schöne, hinten zu löschwarz. Auch mag ich sagen, daß Ich zwar an Weibern keine schenndlicherer Kleidung gesehen habe und ausgehmetten, das man hintenn bis auff halben Rücken hinab, daß gleichem forne bis unter die Brust sehen kann. Tragen dann holzern schuhe, die sind hoch, etliche einer, etliche zweier spannen hoch, daß sie nicht drauf gehen können, sind mit sammt oder schachlachen Dusch überzogen. Hatt jede ihr magt daran sie sich halten, wäre sonstenn nicht möglichen, daß sie darauff gehen könnten und welcher die hochsten haben mag, die dünket sich am besten. . . Auch ist ihr Artt, daß sie sich anstreichen und ihre Angefichte mahlen, doch sind sie viel lieblicher davon ich nicht ferner sagen will.“ Diese Kritik der Venetianerinnen legt den Rückschluß nahe, daß die Deutschen Frauen jener Zeit sich vortheilhaft dagegen abhoben.

(Fortsetzung folgt).

Dr. Gottlieb Kellner und Heinrich Heise.

Geschildert von A. Trabert.

(Fortsetzung.)

Schon früh in 1848 ließ Heise ein kleines Blatt erscheinen und ich glaube, er nannte es schon damals die „Hornisse“. Als sich dann Gottlieb Kellner mit ihm, wie das für Beide so nahe lag, vereinigte, wurde ein regelmäßig erscheinendes Blatt daraus gemacht, das sich allmählig zu einer täglich erscheinenden Zeitung erweiterte. Damit kamen diese beiden Volkstribunen an die Spitze der demokratischen Bewegung nicht bloß Kassels sondern ganz Kurheffens, bis auch für sie das Verhängniß kam, das sie wegfegte.

Zunächst aber gab es schwere Stürme. Sie wurden eingeleitet durch den Sturz der Märzminister, denen das Ministerium Hasenpflug folgte. Dann jene unselige Steuerverweigerung, herbeigeführt durch die Liberalen, die im Landtage zur Minderheit geworden waren, in der Steuerverweigerungsfrage aber über die demokratische Mehrheit siegen, indem Gottlieb Kellner und acht andere Demokraten das Vorgehen der Liberalen unterstützten. Der größte und verhängnißvollste Fehler, der je in kurheffischen Landtage gemacht wurde! Wir aber, die Horen im Lande, erkannten das so wenig, wie Kellner selbst, und jubelten. Die unmittelbare Folge aber waren die bekannten Septemberverordnungen, in denen die Fortterhebung der Steuern einseitig verfügt wurde, das permanente Kriegsgericht und die Bundesexecution.

Der Kampf gegen die Septemberverordnungen wurde ein allgemeiner, Niemand aber war mit solcher Erbitterung, ja man darf sagen: mit solcher rückfichtloser Waghalsigkeit und Wildheit in denselben hineingefsprungen, wie die beiden Redactoren der Hornisse, die noch fort kämpften, als die Execution schon gegen Kassel heranrückte.

Und nun, lieber Leser, gestatte mir, Dir ein anderes Bild zu zeigen. Ich lade Dich ein zu einem kleinen Abstecher nach Westphalen in's Kloster Wormeln bei Warburg.

Ein recht düsterer Abend breitet seine Flügel über das Land; da pochen zwei eilige Wanderer an der Klosterpforte. Aber nicht Mönche waren's, die Einlaß verlangen. Drinnen wurden auch nicht mehr die horas gebetet oder Psalmen gesungen. Anstatt der Nonnen, die einst im Kloster als Bräute des Himmels gewohnt, hauste darin jetzt der würdige Herr Blomeyer als Besitzer des Klostersguts und durch die langen Kreuz-

gänge eilte geschäftig Fräulein Bertha, des würdigen Herrn schöne Tochter. Wenigstens denke ich mir so, daß sie sehr schön war. Ich habe sie zwar nie gesehen, aber in meinen Gedanken leibe ich ihr Gestalt und Aussehen ihrer mir wohlbekannten Vatersbruderstöchter und wage es darum, sie zu beschreiben. Sie war groß, blond, blauäugig. Ein herrliches Modell für einen Maler, der auf die Einwand eine bräutliche Thusewde zu zaubern gedächte.

Die späten Gäste waren die aus Kassel geflüchteten Demokratenführer Kellner und Heise. Hier bei Blomeyer wurden sie gut aufgenommen und Niemand ahnte ihr Versteck.

Nur Eine fürchtete trotzdem: Heise's Braut nämlich, eine Kasselanerin, die in ihn drängte, weiter zu flüchten. Nach einigen im Kloster Wormeln zugebrachten Wochen gehorchte Heise, setzte seinen Fuß weiter und entsam nach England.

Kellner blieb noch. Für ihn war die weitere Flucht schwerer, denn er hatte ein junges Weib in Kassel und sein Kind. Zwei Stunden entfernt von Wormeln, liegt das kurheffische Städtchen Volkmarjen. Dorthin kam von Zeit zu Zeit, alle, die sie sahen, eine vollständig unbekante, Kellner's Frau. Der Gatte derselben schlüpfte dann in dunkler Nacht, aus der Pforte des Klostergartens und kehrte, ehe der Tag kam, durch dieselbe Pforte in sein Versteck zurück. Allmählig aber erregten die Fahrten der Frau Dr. Kellner doch, wie das in dem kleinen Städtchen begreiflich war, erst Aufsehen, dann Verdacht, der auch hinüber nach Preußen drang, und es wurde heimlich nachgeforscht. Bei dem Gärtner, der das Pfortchen des Klostergartens zu schließen hatte, wurden Verjuche gemacht, ihn zum Reden zu bringen und gegen gute Bezahlung ward er mittheilhaft. Ein Gensdarm verkleidete sich dann als Bettler, um im Kloster selbst zu spioniren. Kein Anderer als Kellner selbst war es, der dem Bettler im Klosterhose ein Almosen reichete. Ob der Spion bei dieser Gelegenheit wohl auch das rothe Mal gesehen, das an der Einen Hand Kellners, auf der inneren Fläche derselben bemerkbar war? Möglich ist das schon. Genug, der Bettler ging mit der Ueberzeugung, daß er den entdeckt habe, den er suchte. Schon am folgenden Tage erschien Landrath von Spiegel mit einer Abtheilung dießmal



Die Pilgerfahrten

der Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe.

Von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

Die Galee war endlich bereit, der Landgraf Wilhelm und der Graf von Hanaou, Schachten, Wertensschlehn, Hanstein, Arend von Stein, der von Kaiser Max dem Landgrafen zugesandte Ritter Leonhard Wetter und alle anderen Pilger fuhren am 12. Juni nach der im Meer anfernden Galee. Landgraf Wilhelm führte einen Kaplan, einen Koch, welcher bereits dreimal das heilige Grab besucht hatte und einen Diener für sich mit. Bei gutem Winde ging folgenden Tages das Schiff unter Segel, an seinen Masten wehten außer den Bannern von St. Marco und des Patrons die Pilgerfahne, in weißem Felde ein rothes Kreuz und das Banner des Papstes. Die Stunde des Scheidens wurde durch eine feierliche Messe auf dem Verdecke, den Gesang frommer Lieder der Knieenden Schar und das zu Gott gerichtete Gebet um glückliche Fahrt zu einer ergreifenden Scene. Alle Behaglichkeit war zurückgelassen, es heißt: „jeder ein Truhenn, zwei Spannen breit, will er woll liegen muß er sein Lager darauf zurechteln lassen, sonst keinen andern Ort.“ Der Landgraf ließ den Seinigen dieses bereiten und Umhänge anbringen, doch konnte „der mensch sich kaum aufrichten.“ Das Verdeck war meist der Aufenthalt, hier genoßen die Seefahrer die Luft des südliden Himmels, die wechselnden Eindrücke der im Sonnenglanze sich dehnenenden Adria. Allein feinerlei Andeutung darüber entschlüpft Schachtens sonst so ausführlicher Feder, lediglich für Werke des Menschen und seine Bedürfnisse hatte er Sinn, sie rühmt er, wo es sich gebührt. Bei Städten steht am Höchsten ihrer Festigkeit gegen Feindes Angriff, so heißt das venetian. Zara eine „fast starke Stadt“, Ragusa eine „wunderstarke Stadt“. Der Sinn für die Natur war der Menschheit noch nicht aufgegangen, in dem unaufhörlichen Waffenlärm der Zeit mußte sie desto mehr auf Sicherheit gegen Ve-

dränger halten. Die ganze Ostküste der Adria fast lag unter den Branten des Löwen von St. Marco, nur Ragusa erhielt sich selbständig und weiter südlich langte schon die erobrende Faust des Türken ans Meer. Am Tage St. Johannis „machten sie ein groß fest mit lichtern, Trummelten, siengen, beten, zu lobe dem lieben Herrn St. Johannis.“ Ihn riefen Pilger ganz besonders an, diesmal half es nichts, denn es heißt weiter: „um ihm der nacht kam ein sturmwindt undt warff uns hinder sich bey dreißig meil weg.“ Corfu, eine starke Stadt der Benediger, Modon, Cerigo u. a. Orte werden berührt und Einiges über jeden gesagt. Ein neuer Sturm macht die Meisten seefrank, in dem äußerst engen Räume bei verborbener Luft, mangelhafter, oft abscheulicher Kost, stehen die Pilger oft große Leiden aus. Von Candia, auch venetianische Provinz, wo die Bewohner sich ähnlich der venetianischen Weise kleideten, heißt es lobend „fast schöne Weiber und natürlichenn“. Der Ueberfluß der großen Insel an Früchten, Wein und allerlei was der Mensch zu leben nötig hat, erweckt die Bewunderung. Nach Berührung einiger den Johannitern gehörigen Inseln erreicht das Schiff Rhodus; ein längerer Aufenthalt wirkte wohlthätig auf den Zustand der Seefahrer ein. Das Haupt des Johanniterordens war damals Peter von Aubuffon, einer seiner ausgezeichnetsten Großmeister; er hatte 11 Jahre zuvor die Stadt gegen ein mächtiges Heer Sultan Mahomed II. heldenmüthig vertheidigt, die Türken mußten nach ungeheueren Verlusten abziehen. „Rhodus ist fast eine wunderstarke Stadt undt wieder, weil man solche noch täglichen befestigt, viel stärker“, äußert das Tagebuch und fügt hinzu „es ist auch M. G. F. u. H. (Landgraf Wilhelm) mit drei anderen Rittern auff die Mauer geriettem, alle vier neben-einander, das keiner des andern pferdt beruereit.“

Mit besonderer Liebe wird von dem großen, prächtigen Hospitale berichtet, welches der edle Großmeister Anton von Flaviana aus den für seinen Hofhalt bestimmten Geldern etwa fünfzig Jahre früher erbaut hatte. Es war nach Einrichtung und toleranter Verwendung eine Musteranstalt für jene Zeiten. Jeder Kranke, arm oder reich, fremd oder einheimisch, erhielt ein mit Vorhang umgebenes gutes, sauberes Bette, sehr gute in Silber servirte Kost, mehrermale des Tages Wein (wie die starken griechischen Weine überhaupt mit Wasser). Ein dienstthuender Ritter, der einen Stab führte, ließ jedesmal die Nahrung austheilen. Zwei Leib- und zwei Wundärzte waren in dem Spital geschworen, je zwei derselben hatten Vormittags wie Nachmittags einen Umgang bei allen Kranken zu halten. Zur Bedienung waren vier Knechte bestimmt. Für den Unterhalt dieser Anstalt wurden jährlich 10 000 Dukaten aufgewendet, das Silbergeschirr derselben besaß einen Werth von 16 000 Dukaten. Am Schlusse seiner Erklärung ruft Schachten aus „und ob feinn andt guett werck in Rhodis geschehe, dann dieses, so verdienten sie dennoch aller Dank gegen Gott den Allmechtigen!“ Die Galee verließ am 15. Juli wieder die „Pforte des Meeres“, wie man damals einen Hafen nannte. Des Schiffes Lauf ging auf Cypern, dann nach Jassa. Allein das Schiffsvolk erkannte die syrische Küste nicht und so segelte die Galee auf Alexandria, bis der Irrthum zu Tage trat und gewendet wurde. Am 25. Juli warf das Schiff vor Jassa die Anker aus. Die Fahrt erscheint als ein Taften längs der Küsten hin; man mußte mehrfach die Vorräthe ergänzen, weil die Galeen wegen ihrer Bestimmung als Kriegerfahrzeuge eine ganz andere, flachere Bauart als die heutigen Seefahrzeuge haben mußten, daher nicht so großen Laderaum besaßen. Dann aber wurde das Mittelmeer, zumal seine östlichen Theile, schon längst von den muselmännischen Korssaren unücker gemacht. Schiffe friedlichen Charakters mit guter Beute für jene Räuber machten daher ihre Fahrten nahe dem Lande, schrittweise; von begebenen Schiffen wird äußerst selten Meldung gethan. Die Pilger hatten volle sechs Wochen in den so ungünstigen Verhältnissen, in beständiger Sorge vor Korssaren hingebrecht; sie athmeten anf, als das ersuchte Land vor ihnen lag. Dennoch sollte das Schlimmste hier erst kommen.

Das Pilgerschiff mußte zu Jassa vor Anker bleiben, bis der Statthalter von Jerusalem das Geleite schickte, was oft acht Tage dauerte. Der Patron sandte seinen Schreiber an's Land, der

hier den Befehlshaber von Zagaria (Zagur) traf, man hoffte schneller zum Ziele zu kommen, da letzterer auch beim Geleite mitzuwirken hatte. Allein die beiden Gewalthaber veruneinigten sich und es wurde ein Boten nach Kairo entsendet, des Sultans Befehle einzuholen, worüber vierzehn Tage vergingen. Die Pilger mußten in dieser Zeit auf der Galee sich halten, da am Land ihr Leben ohne Geleite vogelfrei war. Aber auch das Meer drohte mit einem Ueberfalle durch seine Räuber, und von der „unsaglichen Hitze wurden viele krank, und auch nicht allein von hitze, sondern auch vom bösen geschmacke (der Nahrung) und gestankte, von schafen undt viehe, welche auff der galee waren undt übel schmacketenn, auch das brot hartt undt voller wurme, schwärz, schimmlich undt ohngefaltnenn, das man in unserem landte kaum schweinen oder hunden zu essen gäbe.“ Es starben denn auch in den nächsten Tagen sechs der Pilger. Der Patron, welchem die Kosten des Aufenthaltes unbequem wurden, gedachte nach Cypern „hiedert sich zu fahrenn,“ in Ziwit mit den Pilgern, da langte Befehl von Kairo an, die Befehlshaber von Jerusalem und Zagur sollten gemeinsam das Geleite geben. Der Guarbian von Jerusalem traf ein, ebenso Reiterestorten, über 1000 Mann, und deren Oberster, der Statthalter von Jerusalem, war ein Renegat. Die zweihundert Pilger betreten am 10. August das Land, werden genau gemustert, abgezählt und müssen ihre Namen angeben. Darauf werden sie in zwei „Böcher“ untergebracht, wobei es zweifelhaft ist, ob dieses elende Räume in Häusern oder Höhlungen im Freien bezeichnen solle. Mameluken bewachen und schützen zugleich die Christen gegen Mißhandlung ja Tödtung durch die rohe, fanatische Bevölkerung. Diese Reiter, eine Elite der Krieger des Sultans, hatten köstliche behende Pferde, nach ihrer artt woll gezierett, lange weiße Kleider, die huete mit weißen büchern umwickelt, oft bei 40—50 ellenn, das solches eine lust anzusehern ist,“ u. A. Nach 3 Tagen kamen die Treiber mit den Eseln an, welche für große Beträge gemietet wurden. Der Patron hatte an die Wächter in Jassa große Geschenke gemacht, was zur Förderung der Sache beitrug, ob er, wie es in der Regel die Verträge vorschrieben, seine Schutzbefohlenen weiter führte, ist nicht erichtlich. Der Zug setzte sich in Bewegung, die beiden Befehlshaber an der Spitze, die Pilger auf Eseln, waffen- und wehrlos, die Thiere ohne Sattel und Zaum, nur mit einem Strohsack versehen. In langer Reihe hintereinander, neben jedem Pilger ein Mameluk, deren

Rest auf allen Seiten vertheilt, so ging es unter der Sonne glühendem Strahle durch das feine wüste Land fürdas „hübsch in der Ordnung“ fügt Schichten humoristisch hinzu. Vor Ortschaften eilte ein Reitertrupp voraus, um zu hindern, daß „die heidnischen Weiber und Kinder die Pilger beschimpfen und mit Steinen würfften.“ Dennoch geschah dieses oft genug, Pilger, welche außer Reich des Geleites geriethen, waren in Lebensgefahr. Stellt man sich in dieser so überaus unwürdigen Lage die deutschen Reichsfürsten vor, so erscheint gewiß der Muth der Seele wie des Leibes bewundernswerth, welcher zum Ausdauern um des idealen Zieles willen stärkte. Und diese Großen der Erde hatten Namen wie Alles ablegen müssen, was ihren hohen Stand hätte verrathen können, da sie sonst in die Gefahr geriethen um Lösegeldes willen gefangen gemacht zu werden. Die Nabgier der Moslemin spähte stets nach Ertöhen, aus denen sie mehr zu erpressen konnten durften. Daher suchte man vorher die Galeoten (Schiffsleute) durch reiche Trinkgelber vom Verrathe abzuhalten, ohne dadurch denselben im gelobten Lande stets zu entgehen. Wie leicht mochte das an Ehrfurcht gewöhnte Gefolge, selbst wenn es auf seiner Hut war, solche Männer bloßstellen! Der Patron einigte sich mit der Behörde über den Zoll für seine Pilgertruppe, welcher stets sehr hoch getrieben wurde. Zu Kamla, dem Haltepunkte zwischen Jassa und Jerusalem, hielt man die Karawane drei Tage durch die Bestimmung des Tributs an die Behörden auf „wir lebtem mit Essen und Trinken ubel“ hören wir da. In surdtbarer Hitze ging es weiter, ein Brunnen lockte zu gieriger Benutzung, bald starb ein alter Pilger auf seinem Esel, sofort von den „Heiden“ ausgeplündert. Durch wildes, elendes Aussehen fallen die umherirrenden Arabi (Beduinen) auf, von deren Bestialität wir abschreckende Züge erfahren und gegen welche die Mamelucken und Türken vortheilhaft hervorgehoben werden. Die übermäßige Hitze wurde vielen gefährlich, doch trat Abends Kühle ein, sie erholten sich „Gott schidett es zum besten“ tröstet Schichten. Es kam vor, daß beim Aufbruche die, welche den Namen ihres Eselführers vergessen hatten, zu Fuß gehen mußten, ein Mähfal, dem sich nicht einmal die Eingeborenen unterzogen. Jedes Auf- und Abgigen mußte mit einem Balkisch vergottet werden, dabei thaten die Treiber auch „sonsten viel büberen, stahleu u. s. w.“ Die bergigen, steinigen Wege verursachten nicht selten Strandruck der Thiere, besonders in der Nacht, dann war ein Sturz fast unaussprechlich, der aber

dann noch ein Gedopfer zur Folge hatte. Doch der schmachvolle Ritt hat auch ein Ende. Am Morgen des 15. August erblickten die vordersten Pilger das so heiß ersehnte Ziel — vor ihnen erglänzen die Zinnen der heiligen Stadt, ein Anblick, der alle ausgestandenen Leiden vergessen macht. Thränen der Nahrung brechen aus manchem Auge, Alle drängen nach vorn, springen von den Thieren, umarmen einander, fallen nieder zu inbrünstigem Gebete. Vor der Stadt erwarten Mönche den Zug, welche für die Unterkunft gesorgt haben. Den Landgrafen, Philipp von Hanau und die übrigen Deutschen nahm ein Haus auf, in dem sie auf dem fahlen Erdboden lagen, dessen Wirth keinerlei Speise oder Trank für sie hatte. Da ziehen sie selbst aus, kaufen sich Nahrung, Holz u. A. Der Guardian sendet ihnen Teppiche und Leinwand, so richten sie sich nothdürftig ein. Vorschriften für ihr Verhalten werden ihnen eingeschärft, Verstöße können schlimme Folgen, ja Gefahr für das Leben bringen. Gleich am folgenden Tage beginnen die Pilger unter Führung der Mönche den Besuch der heiligen Stätten, die Berehrung der Reliquien. Zahlreich sind diese Orte in der Stadt, wie in deren Umgegend, in beständiger Aufregung und Entzückung bringen die frommen Männer ihre Gebete, ihre Opfergaben dar. Eine erste Nacht wird im Tempel über des Heilands Grabe in stiller Andacht ausgeharrt, später liegen die Pilger noch eine Nacht zur Vorbereitung im Gebete auf des Tempels Fußboden, um dann gegen Morgen zum Anblicke des höchsten Heilthumes zugelassen zu werden. Ampeln erleuchteten den unterirdischen Raum, durch eine schmale Oeffnung geht man ein zu dem Grabe des Heilandes, von Schauern der Andacht durchbebt. Nach diesem ritt die ganze Schar der Pilger gen Betlehem, eine Anzahl ehrwürdiger oder heiliger Stätten zu besuchen, und dann lagen sie eine dritte Nacht betend im Tempel. Nun gelten sie für würdig zur Aufnahme als Ritter vom heiligen Grabe, der dafür vom Papste Bevollmächtigte erteilt dem Knieenden L. Wilhelm den Ritterschlag mit der Fähigkeit, die übrigen Geprüften aufzunehmen. Der neue Ritter vollzieht die Ceremonie an dem Grafen von Hanau, ihren Begleitern und allen noch Anwesenden. Alle diese Anstrengungen, bei elender Lebensweise, zur Höhezeit des syrischen Sommers, wurden in 8 Tagen vollbracht, während sonst meist 14 Tage dafür verwendet wurden.

(Fortsetzung folgt).

Dr. Gottlieb Kellner und Heinrich Heise.

Geschildert von A. Trabert.

(Schluß.)

Die Aushebung Dr. Kellners aus dem Kloster Wormeln erfolgte, wenn ich mich recht entsinne, im Juli 1851, ungefähr gleichzeitig mit Hornsek's und meiner eigenen Verhaftung in Fulda. Auch wir hatten gegen die Septemberdonnanzen, in denen wir eine Verlegung der Verfassung von 1831 erblickten, in einer Reihe von Zeitungsartikeln beharrlich angekämpft und wurden acht bis neun Monate nach dem Erscheinen der letzten Nummer unseres Blattes verhaftet, um erst jetzt vor das permanente Kriegsgericht gestellt zu werden. Auf dem Transporte in das Kastell zu Kassel mußte ich mit meinen Gensbarmen zu Bebra übernachten. Dort im Gasthause wurde mir zugeraunt: Auch Kellner soll verhaftet sein. Es verging aber Woche auf Woche, ohne daß von dieser Verhaftung etwas zu merken war.

Da mit einem Male, in der Nacht vom 13. auf den 14. August, wird es im Kastellhofe ungewöhnlich lebendig. Ich verlasse mein Lager und eile an's Fenster. Doch läßt sich in der dunklen Nacht und weil die Eisenstäbe einen ordentlichen Ausblick unmöglich machen, nichts unterscheiden. Auf der Zelle neben mir entsteht ungewöhnliches Ab- und Zugehen. Diese Zelle zu meiner Rechten hatte bisher dem Auditor Dallwig, der sich dem permanenten Kriegsgerichte zur Verfügung gestellt hatte, als Verhörzimmer gedient. Nun aber wurden plötzlich lärmende Einrichtungen getroffen, wahrscheinlich Tisch und Stühle entfernt, eine Pritsche aufgestellt und was sonst noch geschähen mochte. Als das Poltern aufhörte, war mir, als würden dem Wachtposten auf dem Gange besondere Instruktionen erteilt.

Am anderen Morgen besam ich Gewißheit durch die Nachbarschaft außerhalb des Kastells. Dem Eingange des Lektoren gegenüber, vom Kastell durch die Straße getrennt, zieht sich eine Reihe von Häusern hin. So war es wenigstens damals, wenn es sich jetzt etwa geändert haben sollte. Aus den oberen Stockwerken jener Häuser konnte man herüber in's Kastell sehen, in die vergitterten Fenster unserer im ersten Stock gelegenen Zellen. Das Gegenüber dieser Zellenfenster und jener Häuser ist zwar ein ziemlich weites, indem die erwähnte Straße, der Kastellgang, ein Theil des Balles und dann auch noch die ganze Breite des Kastellhofs dazwischen liegen; wer aber so gute Augen hat, wie die meinigen damals waren,

bedarf keines Glases, um eine Person, die aus jenen Häusern herüberblickt, genau zu unterscheiden.

Dort in dem oberen Stockwerk eines der Häuser gewahre ich jetzt eine Frauengestalt, die ein Kind so weit als möglich aus dem offenen Fenster heraus hält, als wollte sie es in den Kastellhof gleichsam herüberreichen. Ich erkannte auf den ersten Blick Gottlieb Kellners Frau und wußte nun, wer in der Nacht mein Nachbar geworden war.

Als nach etwa einer vollen Stunde die Frauengestalt mit ihrem Kinde aus dem Fenster wieder verschwunden war und ich annehmen durfte, daß sie das Haus, aus welchem sie ihren Gruß herübergewinkt, wieder verlassen habe, trommelte ich an die Wand, die mich von Kellner trennte. Ich schlage dann einmal hart an und rufe aus Leibeskräften A. Ich wiederholte sowohl den Schlag wie auch den Ruf. Ich ließ dann zwei Schläge folgen und rief B. Sofort antwortete Kellner mit drei Schlägen und rief C. Er hatte mich also verstanden und unser Klopfs-Alphabet war fertig. Allerdings ein sehr unpraktisches, weil es höchst unbequem und ermüdend war. Wie hätten wir es auch gleich so vollkommen haben können, wie es die in den Gefängniszellen eingebürgerten Ganner besigen? Aber immerhin, wir konnten uns schon verständigen, wenn auch nur mühsam und langsam. Wir gingen auch sofort daran, unsere Buchstabenbezeichnung bequemer einzurichten; bald aber konnten wir das Klopfs-Alphabet fast ganz entbehren.

Unter den Soldaten, die täglich die Kastellwache zu beziehen hatten, gab es nämlich immer eine erhebliche Anzahl uns vertrauter Parteigänger, und wenn auch ich es verschmähte, von denselben jemals eine Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen, so waren die Kasseler Demokraten minder struputös und organisirten sofort eine sehr rege Verbindung. Am besten ging das von Statten, wenn die Wache vom Leibgarderegiment bezogen war, in das sich ein Kasseler Namens Jimu (er war Segler seines Reichens) als Freiwilliger hatte aufnehmen lassen, um gleichsam der Leiter des geheimen Verkehrs zu werden. Seiner Schlaueit gelang es sogar, sich in den Besitz eines Nachschlüssels zu setzen, mit welchem er, wenn ihn die Reihe traf, Nachts im Gang vor Kellners Zelle auf Posten zu stellen, nach Belieben öffnen konnte.



Die Pilgerfahrten

der Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe.

Von C. v. Stamford.

(Fortsetzung.)

Wollendet war das fromme Werk, die Pilger verließen Jerusalem am 23. August unter der Mamalucken Schutze, lagerten die erste Nacht auf dem Felde und „die heidenn thätenn uns alle buhern, y so ihnen nur möglichenn zu thuenn was, undt nahmen uns unsere röcke, bareth, flaschen, was ihnen werden möchte.“ Schächten selbst ward eine Flasche mit gutem Wein genommen und er dazu über den Hals geschlagen. In Ramla hielt man den Zug wieder drei Tage hin und als er zur Galee überfahren wollte, wurde ein letzter Tribut ausgepreßt, bei Ungefügigen mit Schlägen. Nahe bei Jamagusta (Cypern) schlichtete Landgraf Wilhelm einen Streit zwischen den Pilgern und dem Patron, der gegen ihren Willen wegen Krankheit dort landen wollte. Wegen sein Versprechen wurden aus dem Aufenthalte zwölf Tage. Der Landgraf benutzte sie zu einem Ritte durch die seit 1 1/2 Jahrzehnten im Besitz der Venetianer befindliche herrliche Insel. Die furchtbaren Spuren des Erdbebens, welches im April desselben Jahres die Insel heimsuchte, waren überall noch sichtbar; vier in acht Tagen einander folgende Stöße ließen das verzweifelte Volk den Untergang der Insel fürchten. Auf des Landgrafen Verwendung veranlaßte endlich der Kapitän der Stadt den Patron zur Abreise. Korsaren kamen unterwegs in Sicht, man bereitete sich zu Kampfe vor, allein jene griffen ein anderes venetianisches Schiff an und raubten es aus. Diesem half dann das Pilgerschiff mit Brod und Wein aus. Widrige Winde verzögerten die Fahrt, erst am 4. Oktober ankerte die Galee vor Rhodos. Ludwig Wilhelm entschloß sich, dieselbe zu verlassen, was leicht begrifflich ist. Der Patron wollte ein von dem Großmeister dem Landgrafen geschenktes Noß nicht aufnehmen, da ließ dieser seine Effekten aus dem Schiffe laden. Der Patron wohl in Besorgniß wegen Abundung seines Verhaltens in

Benedig, bat den Fürsten dringend zu bleiben, doch erfolglos. Wilhelm nahm sein Rosament wie beim ersten Aufenthalte in dem Hospitale des Ordens. Zu den nächsten Tagen erkrankte Wertenschlehe und starb bald darauf; er wurde in der Kirche St. Antoni feierlich mit allen Ehren eines Johannsritters beigesetzt. Der Landgraf durchstreifte die Insel, geleitet von Graf Ulrich von Montfort; des Ordens Nacht, seine Einrichtungen zur Abwehr der Türken erfüllten die Fremden mit Bewunderung. 800 Türken und andere Sklaven mußten Tag für Tag schenken, nur an wenigen hohen Festtagen durften sie ruhen. „Man treibt sie an die Arbeit wie in Deutschland das viehe, undt wenn sie zu nacht ihn ihr gefängniß geführt werden, liegen sie auf einander wie die schweine,“ hören wir. Das ist ein greller Gegensatz zu dem Krankenhause — aber es waren ja Ungläubige, folglich im Geiste des Zeitalters eigentlich keine Menschen.

Landgraf Wilhelm mietete ein Schiff für sich und seine Diener allein um 170 Dukaten, wofür es ihn, „bis wo er abgesehen wollte, 1000 Meilen weit“ zu bringen hatte und Niemanden sonst aufnehmen durfte. Nach siebzehntägigem Aufenthalte verabschiedete Wilhelm sich von dem Großmeister und den Rittern und verließ diesen äußersten Vorposten gegen die heranwogende türkische Barbarei, danu ging es dem Abende zu. „W. G. F. u. H. saß auf das Schieff und machten im Namen Gottes mit guttem wienete segel.“ Bald darauf traten Regen und Sturm ein, Alles war in Angst, da erblickten Schiffsteute „den lieben Herrn St. Helms auf dem mastbaume“ und waren aus aller Noth. Doch kamen noch mehr Fährlichkeiten, dabei die beständige Sorge vor Seeräubern. Am 27. Oktober beunruhigte es die Pilger, daß sie am Tage Simonis und Judae uueingedenk des Tages Fleisch verzehrt hatten. der Ungeßtim des Wetters wurde so arg, daß

die Schiffsteute den Muth verloren und der Patron dem Fürsten bat, zu ihrer Rettung eine Wallfahrt nach Loreto zu geloben. Der sagte es zu und „also baldt stundt uns ein gutt windt auff, daß wir aller sorgenn frei wahren.“ Sonntags den 20. November landete Landgraf Wilhelm in Brundiß (Brindisi), einer großen blühenden Stadt. Man zeigte dem Landgrafen das Grab seines Vorfahren, Ludwig des Heiligen; doch irrthümlich, denn Ludwig starb zu Otranto und war nur vorübergehend beigesetzt. Die Besichtigung der Stadt, die Beschaffung von Reitpferden hielt den Fürsten drei Tage in Brindisi, dann ritt er längs der Küste bis Bari, von da durch die Apenninen gen Neapel, in Tagemärschen von drei bis sechs Meilen, nur Nachtquartiere haltend. Vom Grabe des heiligen Nikolaus zu Bari mit wanzig silbernen Ämpeln, aus welchem beständig Del schwißt, werden einige Gläser deselben mitgenommen. Die Befestigungen, welche der König an vielen Orten anlegen läßt, manches Andere, werden bemerkt. Tagelanger Ritt durch Kastanienwälder, der Anblick von dreißig Städten und Schloßern, alle auf Bergen, von einer Höhe aus, erregen das Interesse. Das herrliche Land wirkte doch auf die Reisen, die schon so Vieles sahen. Vor Neapel zogen sie durch Kastanien- und Hafelnuzwälder, welche dem Könige 16000 Gulden eintragen sollten, dann eine Meile lang durch einen Wald „Da iglicher baum eine Weinrebe hatt, ist mancher, der ein haub suder weins trägt, wilches lustig zu sehenn ist.“ Abends des 4. Dezember, Sonntags, ritt der Landgraf in Neapel ein; er hatte das Pilgerkleid abgelegt und sich für den Besuch der Königsstadt nebst seinem Gefolge „in schwarzen Schamelott hüchlich undt wollt bedekket.“ Unter seine Diener hatte er noch Albert von Mugg, Komthur der Johanniter, sowie Daniel Kaufmann, Bürger von St. Gallen, einen vielgereissten Mann und Ritter des heiligen Grabes, aufgenommen. Die ersten Tage hielt sich der Fürst in seiner Herberge, am Mittwoch Morgen zog er mit dem König zur Jagd, von diesem mit Auszeichnung behandelt. Der Weg führte durch den Tunnel im Pofilippo, welcher denen, die in ihm ein Verbrechen begehen, die Flucht unmöglich machen sollte. Auf dem Jagdplage ordnete der König selbst Alles an, vertheilte die Hunde und speiste dann allein in einem kleinen Thale, nach altspanischer Sitte. Die Königin erschien mit ihrer Tochter, der Landgraf küßte ihnen die Hand, während er anderen Fürstinnen die Hand reichte. Des Königs Söhne, der Herzog von Kalabrien und Herzog Friedrich, sowie des Ersteren Sohn,

Fürst von Kapria, waren zugegen, dem Landgrafen ein alter vornehmer Ritter beigegeben. Ein köstliches Mahl auf Silber erfreichte die Jagdgenossen, darauf begann zu Pferde die Hege des Wildes, welches mit Speißen erlegt wurde. Hervor that sich der Enkel des Königs in dieser mannhafte, nicht ungeschicklichen Jagd. Einmal wurden sechs Hirsche, dann vier gleichzeitig abgethan und als man hier der Lust genug hatte, zog die Kavalkade heimwärts. Noch eine Jagd auf Wildschweine erwartete sie; auch diese wurden zu Rosse angegriffen, mit dem Speiße, Schwertern, Degen und anderen Messern, ein männliches aufregendes Schauspiel. Vor dem Könige wurden allein zehn Wildschweine abgefangen. Den Herzog von Kalabrien nannte ein Reiter, welcher hinter einem Keiler herjagte, über den Haufen, so daß man für den schweren Mann Schlimmes besorgte. Seine Eltern eilten herbei, doch erhob er sich wieder und ritt zur Stadt.

Landgraf Wilhelm war täglich bei Hofe. Das Königspaar machte mit ihm einen Ritt durch die Stadt, diese zu zeigen, und zum Schlosse des Herzogs, der von seinem Sturze niederlag. Der dem Landgrafen beigegebene Kavaliere führte ihn zu des Königs Garten, der „Pforte des Meer's“ um die Ringmauer mit 28 je 200 Fuß von einander entfernten Thürmen, ein Werk des Königs. Die neue Stadtpforte von Marmelstein erregt Bewunderung. Des Herzogs Marstall enthielt 150 Pferde und solcher Ställe sollte er noch drei bis vier besitzen; sein Garten war „überans schön undt lustig“ und hatte 60000 Dukaten gekostet. Abends wurde Landgraf Wilhelm zum Schlosse abgeholt, die königliche Familie und Herren des Hofes verbrachten einige Stunden mit „viel kurzweill undt siengenn.“ Bei jedem Abschiede küßte der Landgraf den königlichen Damen die Hand, zwei „Landsherren“ holten und geleiteten ihn zurück. Einige feste Schlösser der Umgegend besuchte der Fürst mit seinem Gefolge. Der ihm sehr gewogene König ließ ihn wissen, daß er in den Orden des Königs aufgenommen werden solle. Am Sonntage nach Anhörung der heiligen Messe im Schlosse empfingen Landgraf Wilhelm und seine Begleiter knieend die goldene Ordenskette; König und Königin hingen Jedem den weißen Ordensmantel um. Schächten, Hanstein, Kaufmann wurden so ausgezeichnet, Stein lag krank. Der Landgraf verabschiedete sich hiernach, küßte dem Könige und der Königin die Hand, die Begleiter aber nur dem Könige. Dieser sandte später seinem Gaste zwei große schöne, aufgeschirrte Pferde, davon ins für Wilhelm selbst gesattelt und gezäumt

mar. Mit schönen und freundlichen Eindrücken verließ der Landgraf das bevorzugte Land, ohne zu ahnen, daß wenige Jahre später die Dynastie seiner Gattfreunde hinweggeführt sein würde.

Ein vornehmer Ritter geleitete den Landgrafen am 13. Dezember hinweg. Die Reisenden passirten einen „lustigen Wald,“ in welchem nach Versicherung des Ritters 10000 Hirche sein sollten, ohne anderes Wild. Unterwegs blieb der Koch krank zurück, ein unerfetzlicher Verlust und in Fondi wurde Wilhelm der aus Cypern mitgebrachte Hund gestohlen. Der geleitende Ritter trat jedoch derartig auf, daß das Thier wieder zum Vorschein kam. Am vierten Tage wurde die Grenze des päpstlichen Gebietes überschritten, hier verabschiedete sich der Neapolitaner mit seinem Gefolge. Nach weiteren drei Tagemärschen durch übel berichtigtes Gebiet näherten die Wanderer am 19. Dezember sich der ewigen Stadt. Da empfingen heffische Landesfinder, Herr Nagel und Meister Konrad Thone aus Grebenstein herzlich ihren Fürsten, welchem sie mit vielen Anderen entgegen geritten waren. In stattlicher Kavalkade zog Wilhelm zu Rom ein. Die gewaltige Stadt wurde unausgesetzt durchwandert, die Hauptkirchen und vieles Andere, auch die Umgegend wurde besucht. Das Tagebuch sagt „item Rom begreift umb sich, was einer ziemlichen eines tages reitern magt zu Rieng umb.“ Der jegige Dom zu St. Peter bestand noch nicht, Museen und andere Kunstsammlungen schuf erst eine spätere Zeit, so mußte ein Fremder großes Interesse und viel Zeit haben, um das Vereinzelte zu sehen. Der Landgraf

ritt mit Gefolge zum Palaste des Papstes, dieser empfing ihn in Audienz und der Fürst küßte ihm die Füße, ebenso die Diener. Am Weihnachtsabend wohnte Wilhelm der vom Papste Innocentius VIII., in der Kirche zu St. Peter, gelesenen Messe bei und nach beendigtem Gottesdienste empfing er knieend vor dem Altare von dem heiligen Vater ein geweihtes Barett und ein Schwert mit Wehrgehänge, ein Meisterwert edler Renaissance. Dieses sollten ihn für die über sich genommenen Beschwerden der Pilgerfahrt belohnen, für die Zukunft im Eifer für den Glauben und zum Kampfe gegen dessen Feinde stärken. Die Botschafter der Könige von Frankreich und von Schottland wollten schon lange zu Rom und hatten gehofft, daß Einem von ihnen das Schwert zu Theil werde; sie wurden enttäuscht und empfanden „großen verdriß.“ Dem Landgrafen gaben fünf Bischöfe, viele andere Prälaten, der Margraf von Baden und sonstige vornehme Herren ein feierliches Geleite zu seiner Herberge, wo zahlreiche Pilger Wilhelm sehen wollten. Der ihm so gütige ehrwürdige Innocentius starb nach nur wenigen Monaten, ihm folgte Alexander VI., Borgia.

Noch auf der Reise traf den Landgrafen die Nachricht vom Tode seiner Kochs, zu Rom brachte ihm ein Pfeifer des Königs von Neapel Botschaft, daß auch Arend von Stein verschieden sei, so lichtete sich der kleine Kreis seiner Getreuen rasch, nach den Mühsalen der Fahrt. Stein scheint mit Stammem ein und dieselbe Person zu sein, es ist dies nicht aufzuklären gewesen. (Schluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte der kurheffischen Artillerie.*)

Von August v. Baumbach.

2. Die Artillerie unter dem Landgrafen Wilhelm IV. 1567—1592.

Bei der unglückseligen Theilung Hessens im Jahre 1567 unter die vier Söhne des Landgrafen Philipp, bestimmt durch den letzten Willen dieses sonst so klugen und einsichtigen Fürsten, erhielt Wilhelm IV., genannt der „Weiße“, als der älteste der Söhne, nebst der Hälfte des Landes mit der Haupt- und Residenzstadt Kassel, auch die Hälfte der vorhandenen Bewaffnung. An Geschützen erhielt er 4 Doppelfarthhaunen, 4 große Schlangen, 2 Mörser, 8 achtpfündige Falkonen, 5 sechspfündige Fal-

kaunen, 2 dreipfündige Quartierschlangen, 30 Apostel, 10 einpfündige Falkonete und 15 halbpfündige scharfe Tintlein; also im Ganzen 80 Geschütze. Außer diesen besaß er noch die im Jahre 1552 erbeuteten Stücke, und erhielt auch im Jahre 1588 von der Königin Elisabeth von England die aus Hessen stammenden und von Alba weggeschleppten Geschütze wieder, welche zur Ausrüstung der Armada gehört hatten und von den Engländern erobert waren.

Landgraf Wilhelm IV. hielt es nicht für zweckmäßig, schwerere Geschütze mit ins Feld zu

*) Siehe „Hessenland“ Nr. 3.

nehmen als sechzehnpfündige Singerinnen oder Schlangen, und sagt deßhalb in der 10. Regel seines „Kriegshandels“ (Cautela, das ist etliche hochnothwendige Punkten, die ein jeder Kriegsfürst wohl und fleißig in acht haben soll): „So er einen Feind gegen sich im Felde hat übernehme er sich nit mit so viel grobem Geschütz: denn dadurch ist ehmal einer außs Maul geschlagen, auch viel guter Gelegenheit veräumt worden.“

Die heffischen Geschütz- oder Büchsenmeister waren zum größten Theile keine ständige u Diener, sondern wurden auf Zeit angenommen und erhielten einen monatlichen Sold von 12 Gulden. Im Hofetat des Landgrafen Wilhelm IV. kommen jedoch auch ein Zeugmeister und 18 Geschützmeister vor, die ständige Diener waren. Der Zeugmeister und 8 Geschützmeister gehörten dem großen Zeughaus in Kassel an, das der Landgraf erbauen ließ und mit der von seinem Vater gegründeten Geschützgießerei, die auch zum Gusse größerer Geschütze eingerichtet wurde, vereinigte. An diesem Zeughaus stellte der Landgraf noch an: 1 Zeugwart, 1 Zeugschreiber, 1 Büchsen- oder Stückpfeifer, 1 Pulvermacher, 1 Zeugschmied, 1 Zeugschlosser, 1 Zeugbänder, 1 Zeugwagner, 1 Zeugzimmermann und 1 Geschützmeister.

Wilhelm IV. schätzte den Frieden höher als den Krieg, wollte aber für den letzteren gerüstet sein, wenn er ihn nicht mehr ausweichen konnte. Aus diesem Grunde ist Hessen-Kassel unter seiner Regierung auch nur wenig an den Streitigkeiten theilhaftig gewesen, die in dieser Zeit in Europa stattfanden, und nur mit geringen Hülfstruppen unterstützte er die Fugonotten, den Prinzen von Oranien und den König Heinrich IV. von Frankreich. Bei den Hülfstruppen, die er dem Letzteren im Jahre 1591 gegen die Gussen sendete, befanden sich auch einige Geschütze.

Ein vom Landgrafen auf Grund der Erfahrungen aus den Feldzügen von 1546 und 1552 aufgestellter monatlicher Kostenaufschlag für einen Geschützpark von 34 Stücken, nebst Munitions-, Zeug- und Brückenwagen, ergibt die Summe von 9000 Gulden, und zwar:

1. An Solb für die Pferde der Geschütze und Munitionswagen, pro Pferd 8 Gulden, pro Fuhrknecht**) 6 Gulden, und für jeden der 34 Büchsenmeister 12 Gulden. In Summa 5342 Gulden.

**) Die Fuhrknechte schrieben auch als Handlanger bei der Bedienung der Geschütze verwendet worden zu sein, weil keine besondere Bedienungsmannschaft vorkommt.

2. Für 74 Brücken- und Zeugwagen mit Fuhrknechten und Pferden 1480 Gulden.

3. An Solb für die sonstige Mannschaft 2178 Gulden, und zwar für:

	pro Monat	100 Gld.
1 Zeugmeister		16
4 Trabanten desselben		40
1 Zeugwärter		8
2 Trabanten desselben		24
1 Zeugschreiber		18
1 Geschreiber		40
1 Schanzmeister		24
1 Obergeschützmeister		8
2 Trabanten desselben		16
2 Untergeschützmeister		18
1 Wagenmeister		28
2 Zeugdiener		36
6 Geschützschmieder		24
4 Pulverhüter		60
10 Zimmerleute		24
4 Schmiede		24
3 Wagner		18
1 Fassbänder		6
1 Profosß		12
2 Steckenknechte desselben		12
1 Spielmann		12
1 Präbikant		12
1 Wundarzt		12
1 Extra-Wagen		10
400 Schanzbauern		1600

Summa pro Monat 2178 Gld.

Die Gesamtkosten dieses Geschützparkes, der berechnet war auf 6 Singerinnen oder Schlangen, 10 Sturmbüchsen, 8 Aposteln oder Falkoneten und 10 Eisenbüchsen, die 1/2 Pfund Blei schossen, betragen also monatlich 9000 Gulden, gleich 22 781 Mark 25 Pfennige des gegenwärtigen deutschen Reichsgeldes. Eine hohe Summe für den damaligen Werth des Geldes.

Verpflegung mußte sich ein jeder Mann von seinem Solde, und ebenso die ihm zugetheilten Pferde für das für sie ausgeworfene Geld. Der Kommandirende des Corps sorgte für die Lieferung des Bedarfes, ließ ihn auf den Lagermarkt bringen, durch den Proviantmeister abschätzen, und unter der Aufsicht des Profosßen verkaufen, oder ließ ihn rationen- und portionsweise vertheilen und bei der Solbzahlung in Anrechnung bringen. Der damalige Gulden betrug 27 heffische Albus, von denen 32 einem Reichsthaler gleich waren; er war also genau gleich 2 Mark und 53 1/2 Pfennige gegenwärtiger Reichsmünze.



Die Pilgerfahrten

der Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe.

Von C. von Stamsford.

(Schluß.)

Voll mächtiger Eindrücke verließ Wilhelm am 3. Januar 1492 die ewige Stadt. Treu eingedenk seines Gelübdes in Todesnoth, gedachte er nun nach Loreto zu pilgern. In einem Wirthshause östlich von Spoleto geriethen die Pilger Nachts in Gefahr, indem Feuer ausbrach. Alle flüchteten, auch die Pferde wurden gerettet. Nach siebenitägigem Ritte wurde Loreto erreicht, dessen Kapelle in der Meinung der Gläubigen das Häuslein ist, in welchem die heilige Jungfrau auf Erden lebte. Als 1291 Palästina in die Gewalt der Muhamedaner fiel, hätten Engel das Haus von Nazareth nach Dalmatien getragen, von da nach Italien und in einigen Abjagen es an jetzigen Ort geschoben. Alles auf Befehl der heiligen Jungfrau. Die Legende giebt die Gründe für das Einzelne an. Bald bildete sich die Stätte durch den Ruf ihres wunderthätigen Muttergottesbildes zu einem Wallfahrtsorte aus. Zur Prüfung der einem frommen Manne Nachts gewordenen Offenbarung über die Herkunft der Kapelle zogen Abgeordnete mit den Mägen derselben in's Morgenland. In Nazareth fragten sie, ob hier vor einigen Jahren ein Haus abhanden gekommen sei. Dies wurde bejaht, sie maßen die leere Stätte und siehe, deren Maße stimmten mit denen zu Loreto. Hiernach waren alle in dessen Gegend überzeugt. Unsere Pilger verrichteten ihre Dankgebete in dem kleinen Gotteshause, und Schachten berichtet gläubig über einige von der heiligen Jungfrau hier verrichtete Wunder. Nach eintägigem Aufenthalt setzten die Pilger die Reise längs der adriatischen Küste fort, Ancona „gahr eine schöne Stadt“ und viele andere Orte wurden berührt, zu Chioggia ein Tag „stille gelegen.“ Auf dem Kanale fuhr der Landgraf nach Venedig, von wo er die Pferde nach Treviso voraussandte, dann zur Lagunenstadt, 23. Januar. Hier traf er

Philipp von Hanau bereits vor, beide Herren vereinigten sich wieder. Wilhelms diesmaliger Aufenthalt dehnte sich auf beinahe vier Wochen aus, der Karneval mit seiner Pracht und seinen Genüssen fesselte den jungen Fürsten, der in seiner nordischen, armen Heimath derartiges nicht kennen gelernt hatte. Der Doge und die Regierung erwiesen Wilhelm wieder große Ehre; jener lud ihn in den Palaß ein, bewillkommnete ihn und erbot sich, ihm in allen dienlich und förderlich zu sein. Zunächst bot er dem Fürsten Bekrafung des Patrons an, wenn dieser etwas verfehlt haben sollte, — die Regierung, welche alle ihre Beamten und Unterthanen durch Späher überwachte, hatte jedenfalls Kenntniß von dem Benehmen des Patrons. Landgraf Wilhelm war jedoch so edelmüthig, nicht klagen zu wollen. Die hessischen Gäste wurden eingeladen, einer Sitzung des großen Rathes beizuwohnen, welche jeden Sonntag stattfanden. Der Doge setzte Landgraf Wilhelm „über sich“, den Grafen von Hanau „neben sich“, d. h. er saß zwischen ihnen. Welchen Eindruck der Senat der Königin der Meere machte, lehrt die Bemerkung im Tagebuche: „magt ich warlichenn sprechen, das ich köstlichers Rathes von Ehrlichenn und Altem Venetianenn niemals gesehenn habe, vermeine Jhrer wolt bey funfshundert gewesenn sein sollem.“ Interessante Notizen über die Vertheilung der höheren Staatsämter durch Kugelung, den Staat, dessen Eemacht, werden gebracht. Die Venetianer gaben die Zahl ihrer Schiffe aller Gattungen auf 30000 an; hierbei sind wohl auch die kleinsten mitgerechnet, welche bei der größtentheils nur im mittelländischen Meere betriebenen Schifffahrt, wie längs der Küsten vollkommen geeignet waren. Bald darauf, durch Vasco de Gamas und Christoph Colon's große Entdeckungen wurde es anders.

Der Karneval nahm die Fremden vor Allen in Anspruch; „in köstlichen Kleidern lauffen die Venediger in der Fastnacht umb, etliche von gold und selber gestickt, etliche von Perlenn hoffenn gesticket auf den Ermeln . . . umbt währet durch demn ganzenn Winter undt wann sie sich ann aller schößlichstenn vermachenn und verstellenn wöllenn, so ziehen sie wie Deutsche tragen, kurze Kleider und Caplein mit tradeln . . .“ Von einem sonderbaren Brauche hören wir; während des Karnevals dienten die jungen Männer ihren „bulen,“ wenn sie diesen große Ehre thun wollten, kauftenn mehrere einen Ochsen, führten ihn an Stricken dahin, wo ihre Geliebten sich befanden. Große böse Hunde mußten das Thier beißen und hegen, um einige Aufregung in dem Opfer hervorzubringen. Unter den Fenstern ihrer Dainen hieb als Krönung dieser „Verehrung“ einer der Helden dem Ochsen den Kopf herunter, wobei die Uebrigen das Thier festhielten, damit „er ihnen nichts thun möge, undt wilscher dem ochsen das Haupt abgehawenn, vermeinett, Er habe ein großes erjagt.“ Das widerliche Schauspiel, eine Frazze des spanischen doch wenigstens gefahrdienenden Stierkampfes, deutet das Sinnen des venetianischen Gesittes an, welches in den folgenden Jahrhunderten in erschreckender Weise zum Niedergange des Staates führte.

Der Landgraf war noch immer so wohl mit Geldmitteln versehen, daß er beträchtliche Einkäufe machen konnte; so kaufte er „viel sammt undt seidenstucke, 16 Ellen golden stude zu einem Rode, davon die Elle 25 Ducaten kostete.“ Er ließ einen Orden fertigen, vermuthlich den des heiligen Grabes, wofür er 1000 Ducaten und drei goldne Ketten, wofür er 1000 Gulden zu zahlen hatte, letztere vermuthlich für seine treuen Genossen. Ueber Wilhelms Theilnahme an den sinnberückenden Freuden der geheimnißvollen Stadt ist keine Andeutung gegeben; doch ist wohl aus Schwadtners wenig glimpflichem Urtheile über die Venetianerinnen vielleicht zu entnehmen, daß sein junger Herr sich von ihnen nicht fern hielt.

Auch diese heitere Zeit ging zu Ende. In schmeichelhafter Weise von der Regierung behandelt, reich von ihr beschenkt, darunter mit erlesenen Speisen, und den schon damals in ganz Italien sehr gebräuchlichen Süßigkeiten, durfte der Landgraf auch hier im Vollgenuße der Vertriebigung scheiden. Die ihm gewordene aufmerksame Behandlung ist um so bemerkenswerther, als diese Aristokratenvregierung im Verkehre mit Fürsten einen mitunter verlegenden, später bei ihrer Schwäche lächerlichen, Hochmuth darlegte. Gegen den 20. Februar trennte Wilhelm sich von der schönen Stadt. In Treviso fand er seine Diener mit den Pferden und nun ging es durch

die im Frühlingsglanze prangenden Gefilde der Terrafirma, dann durch die noch schneebedeckten Alpen. Sieben Tage währte die Reise von Venedig bis Innsbruck, im letzten Nachtquartier zu Matrey empfing der von Wilhelm dem Mittler dem Bruder entgegengegangne Curt von Waldenstein seinen Fürsten. Bereits eine Meile vor Innsbruck holten Wilhelm der Mittlere, die Herzöge Hans von Sachsen (der spätere Kurfürst), Erich von Braunschweig und eine große Zahl Gelleute, die weitgereisten Pilger in glänzendem Zuge ein, empfingen sie mit großer Freude und geleiteten den Landgrafen zu seiner Herberge. Viele Fürsten und Edle waren Gäste des Erzherzogs Sigismund und feierten die Fastnachten. Der römische König Mar war gleichfalls anwesend. Täglich brachen die Ritter Lanzen, des Abends sammelte der erlesene Kreis sich am Hofe Sigismunds und seiner jungen schönen Gemahlin. König Mar stach noch am Abende der Ankunft des Landgrafen mit einem Grafen Salm, wobei jeder den anderen einmal aus dem Sattel hob. Der König lud Wilhelm, welcher wie sein Bruder demselben treuergeben war, zu Gaste und „hattenn da viel kurtweill.“ In der Turnierbahn suchten die Ritter durch Kraft und Gewandtheit vor den Dainen zu glänzen. So sprang ein großer Herr aus Welschland in voller Rüstung zweimal „ohne einigen freigey“ in den Sattel, „wiltches doch eine große geradheit ist,“ auch stach derselbe auf welsche Weise. Hierbei ist die Rüstung der deutschen ähnlich, der Sattel aber mit hohen Panzern, die Lanze nur hinten dick, vorn aber schmal, so daß sie brechen mußte, wenn einer dem anderen traf, „daß doch nicht viel geschah“ lekt Schwadtners hinzu. Zu mehrerer Sicherheit wurde ein starkes Tuch manneshoch durch die Länge der Bahn gespannt und befestigt, welches die beiden Ritter von einander trennte. Die rennenden Hölse konnten hierbei sich nicht treffen, die Ritter „treffenn ubell undt ob sie sich woll zu zeitenn treffen, so mochte doch feiner nichtt fallenn.“ Diese Abchwächung des ritterlichen Turniers behagte den Deutschen nicht recht.

Maximilian, damals zweiunddreißigjährig, bezauberte Alle; Schwadtners rühmt ihn als „einen so zuchtigen feinen fürsten, wie er sein tage einenn gesehenn habe, mit allen feinen geberdentenn, fonderlichenn an dem tanze.“ Der König stach täglich mit, selbst in einem Gefellenstechen, d. h. einem solchen, bei dem ein Trupp gegen eine gleich große Anzahl ansprengte. Der jüngere hessische Landgraf, der in der Wissenschaft damaliger Zeit wie in Ritterlichkeit gleich vollendet galt, rannte mit einem Ritter Widert, beide küßten den Sand; als er sich mit seinem Lieb-

linge Waldenstein maß, hob er diesen aus dem Sattel. Nach ritterlichen Spiele trieben die Herren Abends in den Kammern der Erzherzogin bei Tanz und mit Singen, Pfeifen, Lauten- und anderem Saitenspiel viel Kurzweil. Als Beispiel der Sitten jener Zeit hören wir, wie der bejahrte Erzherzog mit seiner Gemahlin zum Tische „aufzog.“ Er ließ sich auf einem Stuhl zu ihr tragen, „so mußte die Springenn an den Tanz, da das die Königliche Majestät ihm ernennt, namt Er Herzog Hanjen bei der Hand undt griff zwo fernem undt sprungen dem Herzogem vor und Herzog Erich und Landgraf Wilhelm der Mittlere sprungen dem Herzog mit zwo fernem nach, sonstem mußten andere Ritter und Edelleute ann dem Tanz. Als der Tanz geschehen war, küßte der Herzog die herzoginnem auf beide Backen, aber Ich glaube, das solches Ihr nicht bey dem besten schmactt, dann Er wahr gar grav ihm dem Nackem.“ Es scheint eine Promenade durch den Festraum hier ausgeführt zu sein, zu Ehren der fürstlichen Wirths, wobei die Tänzer in gewandten und schönen Bewegungen der Freude Ausdruck gaben; unsere altkluge Zeit führt das in gemessener Weise als Polonaise aus. Der Reisebericht bricht ohne einen Schluß ab, daher ist nicht anzugeben, wie der Landgraf die Heimfahrt vollbrachte. Daß der sorgfältige Berichterstatter, wenn er nicht etwa erkrankte, sein Tagebuch bis zur Rückkehr nach Kassel fortsetzte, ist nicht zu bezweifeln. Die Unvollständigkeit ist zu bedauern, da wir sonst vielleicht besser über die Entstehung des nachfolgenden Leidens des Landgrafen unterrichtet sein würden.

Schon an dem heiteren fürstlichen Treiben zu Innsbruck scheint Wilhelm geringen Antheil genommen zu haben; hätte er einmal eine Lanze gebrochen, so würde Schacken gewiß dieses angemerkt haben. Als ein kräftiger blühender junger Mann war der Landgraf ausgezogen, als ein geistig Gebrochener kehrte der 26jährige heim. Gewisses ist über die Entstehung dieses Zustandes nicht zu sagen, da die Nachrichten davon sehr auseinander gehen. Die Anstrengungen der Fahrt waren außerordentliche, drei der Geübtesten, zu denen doch wahrcheinlich nur kräftige Männer gewählt waren, erlagen den Folgen der Mühsale. Ohne Einwirkung waren diese auch auf Wilhelms Gesundheit sicher nicht geblieben, der vor seinen Gefährten nichts voraus hatte. Doch deuten Umstände darauf hin, daß der letzte Aufenthalt in Venedig so traurige Folgen herbeiführte. Als im folgenden Jahrhundert Landgraf Georg I. von Hessen zu Darmstadt sich mit dem Plane einer Reise nach Venedig trug, war sein Bruder Wilhelm IV. zu Kassel darüber in Sorge gerathen und schrieb an den Oberamt-

mann Mischling von Schönstadt: „uns ist gesagt S. V. sey nach Venedig . . . wo er nun dahin, so geh ihm Gott glück, den S. V. wirds dürfen, denn auch einmal ein Landgraff dahin gehogen, den die Curtisaninnen dermaßen abrichteten, daß er eyn Narr und wahnsüchtig heimkam.“ Man darf annehmen, daß Wilhelm IV. über die Umstände der Krankheit seines Großvaters unterrichtet war und daß daher der Inhalt obiger Anerkennung der Wahrheit ziemlich entspreche. Hiermit stimmt auch überein, was einige Berichte erwähnen, dem Landgrafen sei in Venedig ein Liebestrank eingegeben worden und dieser habe die schlimme Einwirkung auf Wilhelm geäußert. Derartige Tränke kannte schon das Alterthum, im Mittelalter wurden sie wie so manche abergläubische Gebräuche nicht selten angewandt. Waren sie meist nicht harmlos, so enthielten sie mitunter etelchaste, auch gesundheitschädliche Substanzen, wie es in unserm Falle gewesen zu sein scheint.

Der Zug des Landgrafen Wilhelm nach Palästina hatte seinem Lande beträchtliche Summen entführt, ihm selbst die Gesundheit geraubt, die Erfüllung aller Hoffnungen abgeschnitten, welche man an sein noch junges Leben knüpfen durfte. Nicht lange mehr führte er die Regierung Hessens, es scheint, daß er aus eignem Antriebe in dem Bewußtsein seiner Unfähigkeit für die Ausübung der Regentpflichten sich im Jahre 1493 zur Abdankung herbeiließ. Er erhielt Einkünfte angewiesen, welche aber bei seiner abenteuerlichen, phantastischen Lebensweise nicht für seinen Aufwand genüigten. Der Kaiser Maximilian war mit dem nun regierenden Landgrafen Wilhelm dem Mittleren innig befreundet, daher mußte er ein besonderes Interesse daran nehmen, seinem Freunde und dem Lande die aus des abgedankten Landgrafen Lebensweise entstehenden nachtheiligen Folgen zu ersparen. Er ließ nach längerem unklarem Leben Wilhelms des Aelteren diesen von Nürnberg, seinem damaligen Aufenthalte, nach Hessen geleiten, wo derselbe unter gelinder Aufsicht lebte.

Der vom Landgrafen Ludwig I. mitgebrachte Splitter vom heiligen Kreuze sowie die von dem Papste jenem Fürsten verliehene goldene Rose sind verschollen, vermuthlich in den Zeiten der Reformation als „papistisch“ beseitigt. Keinerlei Spur, was aus ihnen geworden sei, ob sie vielleicht noch irgendwo in einem Verstecke, der Wieder auffindung entgegen harren, war festher zu entdecken. Das herrliche Schwert, welches Landgraf Wilhelm I. zur Heimath mitführte, ziert noch heute das Museum seiner Vaterstadt Kassel. Ein treuer Sohn der alten Kirche wurde Wilhelm von dem Oberhaupte der Christenheit mit dem

Symbole des Kampfes für den Glauben geschmückt und ausgezeichnet; sein Neffe, Landgraf Philipp, gegen welchen die Umgebung des geistesunmüthigen Fürsten ihn noch einmal mit dem Aussprüche auf die Herrschaft im Lande erfolglos aufstellte, wurde der Gegner des Papstthums.

Doch das erlebte Landgraf Wilhelm I. nicht mehr, er starb 1515 mit 49 Jahren. Sein aus frommem Glauben unternommenes Werk hatte ihm ein Leben voll Leid und Schmerz eingetragen — wessen Gemüth sollte beim Gedanken des so früh Geknickten zur Wehmut gestimmt werden!

Schiller in Bauerbach.

Historisches Lustspiel in 5 Aufzügen
von
Julius W. Braun. *)

Personen des ersten Aufzugs:

- Frau Geh. Legationsrath von Wolzogen, Wittwe.
- Friedrich Schiller, befehliger Regimentsmedicus aus Stuttgart, unter dem Namen Dr. Ritter.
- Bibliothekar Reinwald aus Meiningen.
- Logt, Gutsverwalter und Dorfschulzeher.
- Dessen Frau.
- Henriette, Pflegeochter der Frau v. Wolzogen.
- Wärmstein, Dorfschulze.
- Senfsteig, Barbier.
- Zudith, Botenmädchen.
- Bauern und Bäuerinnen.
- Ort der Handlung: Bauerbach in Meiningen auf dem Gut der Frau v. Wolzogen.
- Zeit: Juli 1783.

Freier Platz. Links das Hofsauss. Treppe vor der Thür. Rechts und im Hintergrund Bäume und Ziersträucher. Eine Staketenwand trennt hinten das Grundstück von der Straße. Das geöffnete Thor ist mit Lammzweigen und Blumen zu einer Art Triumphbogen umgewandelt. Links vorn am Haus Tisch und Bank.

Erster Auftritt:

Schiller (sitzt am Tisch und schreibt mit einem Gänsefiedel, den Kopf leicht auf die linke Hand gestützt. Nach einer Weile steigt er auf und geht die Feder in der Hand, in Gedanken versunken, längere Zeit hin und her. Er bleibt öfters stehen, entweder vor sich hinstarrend, oder, wie geistesabwesend, einen beliebigen Gegenstand, ein Blatt, eine Blume betrachtend. Dann geht er nach hinten und wendet sich, immer in Gedanken, langsam wieder nach vorn. In der Mitte der Bühne bleibt er stehen, steckt die Feder hinter das Ohr, zieht seine Schnupftabakdose und schnupft

mit sichtlichem Vergnügen.) Hazi! Ich hab's benossen! Es wird gelingen! (Exit an den Tisch, nimmt ein Blatt Papier zur Hand und liest):

Die schönen Tage in Kranjuez sind nun zu Ende. Eure Königliche Hoheit Verlassen es nicht heiterer. Wir sind Vergessens hier gewesen. Verzeihen Sie Das räthselhafte Schweigen, öffnen Sie Ihr Herz dem Vaterherzen. Prinz! Zu theuer kann der Monarch die Ruhe seines Sohnes — Des eingsen Sohns — zu theuer nie erkaufen.

(Legt das Papier hin.) Es geht — hm! Aber ich bin jetzt zu unruhig — ich kann nicht mehr schreiben! — Heute soll sie kommen, meine Freundin, meine Beschützerin, meine gültige Wirthin — sie, der ich alles, die Sicherheit dieses verschwiegenen Aufenthalts, die Mittel zu meiner gegenwärtigen Existenz verdanke! Und auch Lotte, die Angebetete meines Herzens, kommt mit! — Ach, während meine „Räuber“ ganz Deutschland in einen wahren Taumel des Entzückens versetzen, während mein Name bewundert auf Aller Lippen schwebt, währenddem muß ich mich, verfolgt von der Laune eines despotischen Fürsten, und in der Furcht, wieder gefaßt und zu schweren Strafen verurtheilt zu werden — währenddem muß ich mich hier in Bauerbach, wie ein Ausgestoßener, fast vor jedem Strahl der Sonne verbergen! Bis an die Sterne erschallt mein Ruhm und ich selbst muß glücklich sein, im Dunkel des Thüringer Waldes nebst andern Krüppeln der Schöpfung überhaupt noch — vegetiren zu dürfen. (Er setzt sich.) Dichterlos! — Die Tage des gewöhnlichen Sterblichen schleichen dahin in ewigem Euxerlei. Seine Sorgen und Mühen — was sind sie? das leichte Kräftelein eines friedlichen Sees! Die Stürme der Zeit, der Geschichte, des allgemeinen Glends rauschen über ihn dahin, derweil er im sichern Thal seinen Geschäften nachgeht! Er lebt nur, um — zu sterben. Wie anders das Schicksal

*) Von unserm als Schillerforscher rühmlichst bekannten Landsmann erscheinen in aller Kürze vier Werke auf einmal. Der früher schon von uns erwähnte Roman „Ilmsonst gelebt!“, 3 Bände, ein zweiter Roman „Erste Lieb'“, 2 Bände, dies Lustspiel, dessen ersten Akt der Herr Verfasser so freundlich war, uns zum Abdruck zu überlassen, und ein Sammelwerk: „Luise, Königin von Preußen, in ihren Briefen.“ Letzteres wird namentlich eine große Anzahl bisher unbekannter Briefe der Königin Luise bringen, die sich im Besitz des Hofenzollern-Museums, des königlichen Hausarchivs, der königlichen Bibliothek zu Berlin, der Magistratsarchive u. s. w. befinden. Auch Fürstlichkeiten, Autographensammler haben dem Herausgeber reiches Material zur Verfügung gestellt.